D. W. Walther,

Das Leben im Glauben

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/daslebenimglaube0000dwwa

1.157/le

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlg. (G. Böhme), Leipzig.

In unserm Verlage erschien:

Gottes Liebe.

Predigten in Betrachtungen

für die

festliche Hälfte des Kirchenjahres.

Von

D. Wilh. Walther,
Professor und Universitätsprediger in Rostock.

Broch. 2 Mark 25 Pf., eleg. geb. 3 Mark.

Mit großer Freude haben wir die Walther'schen Predigten gelesen. In ihnen offenbart sich ein tiefes Erkennen und Empfinden der neuen Aufgaben, ein fruchtbares und segensreiches Ringen mit ihnen. Sie sind an der „Schwelle des 20. Jahrhunderts" eine verheißungsvolle Antwort auf Seeberg's Frage.

Schon äußerlich unterscheiden sie sich von allen anderen Predigten dadurch, daß die zwölf Predigten in 38 kleinere Abschnitte zerlegt sind. Dabei sind die einzelnen Predigten so fein organisiert, daß jede Einzelbetrachtung ihre völlige Selbständigkeit hat, jedoch um sie sofort aufzugeben, wenn man weiterliest. So ist auf die beste Weise allen gedient, solchen, die nur wenig lesen können und mögen, und denen, die lieber die ganze Predigt haben wollen. Der Inhalt aber der ganzen Predigten und ihrer Teile sowie der eben bezeichnete Zusammenhang des Ganzen mit dem Einzelnen kommt in trefflicher Weise zu klarem Ausdruck in kurzen und prägnanten Überschriften, die wie sichere Pfeile ihr Ziel treffen. Ich setze diejenigen der Osterpredigt hierher: Predigt: Sehen und Glauben. 1. Betrachtung: Sehen oder Glauben? 2. Betrachtung: Nicht sehen und doch glauben. 3. Betrachtung: Sehen und dann glauben. 4. Betrachtung: Ihr habt nicht gewollt — nicht sehen gewollt.

Und was nun inhaltlich diese Predigten auszeichnet vor so vielen, ist eben jene vorhin bezeichnete „Modernität" im besten Sinne des Wortes. Ein zartes Schonen suchender Seelen, ein feines Verständnis für alle Anstöße und Zweifel unserer Zeit, eine wohlthuende, seelsorgerliche Scheu vor schädlicher Zudringlichkeit waltet überall in ihnen. Ihr treibender Gedanke ist, die Suchenden zu suchen, zu finden; gerade dem Menschen von heute, wie er nun einmal ist, auf all seinen Irrwegen und Schleichpfaden nachzugehen und ihn zurückzuführen zum „Wasser des Lebens". So sind diese Predigten weder „erwecklich" noch „erbaulich" — weder „dogmatisch" noch „ethisch" im hergebrachten Sinne. Sie bringen vielmehr direkt angreifende und zugängliche Wahrheit. Aus dem Ganzen der göttlichen Heilswahrheit entfaltet jede einzelne Predigt durchweg einen einzelnen kräftigen Heilsgedanken nach allen seinen Seiten und bringt ihn dem modernen Denken und Empfinden gegenüber zu immer überzeugendem, oft ergreifendem Ausdruck. Dies geschieht auf dem Grunde meist kurzer, trefflich gewählter freier Textworte, die ihre ganze Tiefe erschließen. So entstanden 38 mächtige Konfrontationen von Wahrheit und Irrtum, Heil und Unheil, Sünde und Gnade. Dabei ist die Sprache konkret und bei aller Einfachheit und Ungesuchtheit lebens- und geistvoll, die Darstellung voller treffender Beispiele und Bilder, die Gedankenentwicklung stetig und zielbewußt im allgemeinen und ein-

zelnen. So weiß ich nicht, wem ich diese Predigten dringender empfehlen soll — den Pastoren zum Studieren oder den „Laien" zur Erbauung; den Fernstehenden als Wegweiser oder den Suchenden als Führer; den Schwankenden als Stab oder denen, die gefunden haben, als Begleiter auf dem Wege des Lebens. Ja, ob nicht auch die nach D. v. Oertzen's Meinung von D. Walther schlecht behandelten Gemeinschaftsleute hier mehr finden, als die bei ihnen übliche Erbauungsmethode auf die Dauer zu bieten vermag? **Allg. ev.-luther. Kirchenztg.**

Was die eigentümliche Form anlangt, in der diese Predigten erscheinen, so hat der Verfasser mit Recht gemeint, daß die Lesergemeinde derselben eine viel größere sein wird, wenn ihr kürzere Abschnitte geboten werden, die jeder für sich ein selbständiges Ganzes bilden. So hat er denn zwölf seiner Predigten nach ihrer Einleitung und ihren Teilen in 38 Betrachtungen zerlegt, von denen jede ihre eigene Überschrift und ihr eigenes Stück Text hat und also für sich gelesen werden kann. Die Predigten mögen also unter dem Einfluß dieses Gedankens schon entstanden und ausgearbeitet sein. Trotzdem kann man auch jede Predigt als solche behandeln und betrachten, und wir haben nicht gefunden, daß die besonderen Überschriften dabei störend wirken; sie befördern im Gegenteil das Verständnis der Entwicklung und der Auslegung. So wünschen wir von Herzen, daß die Absicht des Herausgebers erreicht werde und nicht bloß die herkömmlichen Leser solcher Sammlungen, die urteilenden und lernenden Theologen, sondern auch viele Christenleute aller Stände ihnen ihre Aufmerksamkeit schenken. Sie sind in der That dazu geeignet und sie sind es auch wert. Der Verfasser, bekannt durch seine scharfsinnigen Untersuchungen über die religiösen Bewegungen unserer Zeit, zeigt sich auch in diesen Predigten als ein Denker von unerbittlicher Klarheit, aber hier zugleich als ein warmer und beredter Anwalt des biblischen Glaubens. So sind seine Predigten apologetisch im besten Sinne; sie vertreten mit der Kraft der persönlichen Überzeugung die christliche Wahrheit und bekämpfen mit dem ganzen Ernst der Liebe den Irrtum. Und so deutlich man merkt, daß es Universitätspredigten sind, wie vor allem auch aus der Meisterschaft der Formulierung des Themas und seiner Teile zu erkennen ist, so sind sie doch so durchaus volkstümlich, daß wir nicht auf eine Stelle gestoßen sind, von der wir uns nicht hätten sagen müssen, sie könne nicht leicht und voll erfaßt werden von allen normalen Zuhörern. Dieselbe Meisterschaft beweisen sie in der Verwendung der lehrhaften Erzählung: sie paßt jedesmal an ihren Platz, hat stets einen erkennbaren Zweck und erreicht ihn auch. **Leipz. Zeitung.**

Das sind gute Predigten, streng orthodox und doch herzenswarm, ganz biblisch und doch auch wieder applikativ, so daß der Hauch der Gegenwart darüber liegt. Man kann einer Universitätsgemeinde Glück wünschen, wenn ihr solche Gaben geboten werden. **Dtsch.-ev. Kirchenzeitung.**

Die glückliche Kombination seines Amtes zwischen Fakultät und Gemeinde verkörpert sich auch in diesen Predigten. Die Gefahr des abstrakten Theoretisierens ist vermieden, ja durch glücklich eingestreute Geschichten, Parabeln und Lieder eine besonders konkrete Gestaltung des Stoffes erreicht. Der Hauptvorzug aber ist, daß hier die Heilsthatsachen unverkürzt zum lebensvollen und doch psychologisch vermittelten Ausdruck kommen (vgl. besonders die drei Passionspredigten und diejenige für Himmelfahrt). Hier wird die Dogmatik nirgends als Ballast, vielmehr als Nerv des Glaubens empfunden. **Schlesw.-Holst. K.- u. Sch.-Bl.**

Man merkt den tiefgrabenden Theologen und den scharf denkenden Professor, aber auch den klar beobachtenden Menschenkenner und praktischen Mann und Seelsorger. Die Predigten sind nicht das, was man volkstümlich nennt, aber im besten Sinne „modern", wie man heute sagt, d. h. sie passen für unsere Zeit und können manchen zum Nachdenken bringen und ihm zeigen, wie gerade dem modernen Menschen der alte Glaube not thut. **Ev. Kirchenztg.**

Wer Walther schon kennt, weiß: gehaltvolle Gedankentiefe, nüchterne Zucht und klarer Fortschritt der Gedanken, ernste und zuverlässige Bestimmtheit des Gedankenausdrucks zeichnen ihn aus. So ist's auch in diesen Universitätspredigten. **Ev. Kirchenblatt f. Württemberg.**

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlg. (G. Böhme), Leipzig.

Ad. Harnacks Wesen des Christentums

für die christliche Gemeinde geprüft

von

D. Wilh. Walther,
Professor der Theologie in Rostock.

1.—3. Auflage.

11 Bogen. Mk. 2.70, kart. Mk. 3.—.

Es ist wirklich ein Buch für die christliche Gemeinde; denn so gründlich und eindringend hier die wesentlichsten Ausführungen Harnack's geprüft und mit unerbittlicher Logik in ihrer wissenschaftlichen Unhaltbarkeit oder ihrem diametralen Widerspruch mit dem Zeugnis des Neuen Testaments beleuchtet werden, so fern hält sich der Verfasser von jeder persönlichen Verunglimpfung und lieblosen Kritik. Mit vornehmer Sachlichkeit geht er in den einzelnen Behauptungen nach, und wie er nicht abstreiten will, daß für Viele, die das unbeschnittene Christentum nicht wollen und doch auch weder kühn genug sind, um mit aller Religion zu brechen, noch sich dazu befähigt fühlen, sich selbst eine neue Religion zu erdenken, das, was Harnack bietet, in der That ein Bedürfnis erfüllt, so hebt er auch sonst mit gerechtem Sinn alles hervor, was in Harnack's Ausführungen an Wahrheitsmomenten sich findet. Vor allem aber kritisiert Walther nicht bloß, sondern bringt auch seinerseits viel Positives bei. Was er im einzelnen über das Wunder, die Echtheit des Johannesevangeliums, das synoptische Selbstzeugnis Jesu, den Osterglauben, den Begriff des Reiches Gottes und anderes ausführt, alles aus seelsorgerlicher Erfahrung geboren, aus der Tiefe der Schrift geschöpft, mit vortrefflichen Bildern und Beispielen illustriert, ist so köstlich und im wahren Sinne des Worts erbauend, daß schon um deswillen sein Buch die weiteste Verbreitung verdient. Und dazu setzt es nun auch noch den einfachsten Leser in den Stand, sich über diese neueste Auffassung des Christentums auf Grund der Schrift ein selbständiges Urteil zu bilden und die verhängnisvolle Bedeutung dieses Buches zu würdigen. **(Ev.-luth. Kirchenz.)**

Hier haben wir eine ausgezeichnete Gegenschrift gegen Harnacks „Wesen des Christentums", streng sachlich und wissenschaftlich gehalten, ohne eifernde Härte und verletzende Polemik. Ich hätte nie geglaubt, daß Harnacks Buch so vernichtend widerlegt werden könnte, wie es hier geschehen ist. Es ist eine gründliche, streng wissenschaftliche Widerlegung der Ausführungen Harnacks über das, was er im 1. Teil seines Buches als das Wesen des Christentums bezeichnet. Professor Walther hat die Harnack'schen Ausführungen auf das Doppelte hin geprüft, ob Harnack das Wesen des Christentums nach den Quellen richtig bestimmt hat, und ob das von ihm empfohlene Christentum zur Erreichung dessen, was Christus gewollt hat, genügend ist. Wer Harnack's Buch gelesen hat, der ist es sich und andern schuldig, diese Gegenschrift zu studieren. Es ist eine große sittliche That, die Professor Walther in der wissenschaftlichen Widerlegung des mit solcher freudigen

Siegesgewißheit von Harnack vorgetragenen theologischen Subjektivismus vollbracht hat, und für die ihm unsere Kirche nicht genug danken kann. Gerade wer für Professor Harnack als großen Kirchenhistoriker ein hohes Maß von Verehrung und Vertrauen gehegt hat, wird hier schmerzlich inne, wie sein in bestimmten vorgefaßten Meinungen gebundener theologischer Standpunkt ihn verleitet, den Inhalt der Evangelien in einer so voreingenommenen Weise zu verwerten oder zu verwerfen, die vor den Forderungen einer strengen konsequenten wissenschaftlichen Methode nicht standhält. ꝛc. Ich bin überzeugt, daß D. Walthers Buch bei seinem Ernst, seiner Würde, Gründlichkeit und Kraft vielen in unserer Kirche den außerordentlich wertvollen Dienst innerer Festigung, Beruhigung und Klärung leisten wird. Wer es erst zu lesen beginnt, den läßt es nicht wieder los. Möchte es vielen ein sicherer Führer durch das Labyrinth theologischen Subjektivismus werden, wie ihm Harnack in seinem Buch eine so bestrickende, liebenswürdige Form zu geben gewußt hat. Pf. **(Reichsbote.)**

Mit Spannung hatten wir der Widerlegung der Harnackschen Vorträge, die in glanzvoller Sprache mit dem Brustton der Überzeugung gehalten unbefestigte Gemüter zu blenden geeignet sind, durch Prof. Walther entgegengesehen, aber er hat unsere Erwartungen weit übertroffen. In nüchterner, klarer Weise geht er Schritt vor Schritt dem modernen Theologen nach, zeigt, wie nicht wissenschaftliche Gründe, sondern Vorurteile ihn zu seinem Aufgeben des Wesentlichen im Christentum und Verwechslung des Kerns mit der Schale treiben und fortiter in re, suaviter in modo, völlig überzeugend für jeden aufrichtig die Wahrheit Suchenden stellt er das von Harnack bei Seite Geschobene als das Wesentliche im Christentum hin. Gleich der Eingang, in welchem er die Bedeutung der Schule Ritschls im allgemeinen streift, ist wertvoll. Dann weist er nach, es ist eine unhistorische Voraussetzung, Jesus habe sich hinsichtlich seiner Beschränktheit nicht von seinen ersten Jüngern unterschieden, leichtsinnig verfährt H., wenn er bei Verwerfung des Maßstabes des neuen Testamentes behauptet, es sei leicht, Kern und Schale des Christentums zu unterscheiden; Walther spricht die Hoffnung aus, H.s Buch werde manchem die Augen über das Nirvana öffnen, das am Ende seines Weges liege. Mancher habe den Weg der Weltweisheit bis zu Ende gehen müssen, wo die Verzweiflung der Anfang des sola fide wurde. Die grundlose skeptische Stellung H.s zum Johannisevangelium, das Vf. aus Tradition und Inhalt als echt erweist, tadelt er besonders wegen der Sicherheit, mit der H. seine Hypothesen aufstellt und wegen der Benutzung einzelner Stellen, während er die ganze Quelle verwirft. Ebenso verkehrt sei die unerschütterliche Voraussetzung H.s, daß es als Durchbrechung des Naturzusammenhanges kein Wunder geben könne. Die Widerlegung ist hier völlig vernichtend. Unwissenschaftlich verfahre H., wenn er behaupte, Jesus habe nichts Neues gebracht, einem Plato, Seneka, Kant gegenüber werde niemand so unwissenschaftlich handeln. Bei der Auseinandersetzung über das Reich Gottes abstrahiere er sowohl von dem Könige des Reiches, wie von der Zukunftshoffnung, und von objektiven Gütern, die uns im Reiche Gottes zuteil werden, wisse er nichts. Sehr ernst erklärt Vf. es für eine grauenvolle Selbsttäuschung, wenn H. sagt, Jesus habe allen Menschen zugerufen, Gott sei ihr Vater, ohne ihnen die Wahrheit einzuprägen, daß sie von Natur Kinder des Zorns sind und erst Gottes Kinder werden sollen. **(Hannov. Pastoralkorrespondenz.)**

Wir können nur jedem unserer Freunde raten, Walthers Schrift zu lesen. Wer schon einmal etwas von Walther gelesen hat, der weiß auch, wie klar und anziehend er gerade auch für Nichttheologen schreibt. Auch diese Schrift ist jedem gebildeten Christen verständlich. Möchte sie darum von den Geistlichen nicht bloß gelesen, sondern auch recht warm weiter empfohlen werden. Es thut dringend not, daß weiten Kreisen endlich einmal ein helles Licht aufgesteckt wird über die unerhörten mit so apodiktischer Gewißheit vorgetragenen Behauptungen moderner rationalistischer Theologen.

(Ev.-luth. Wochenblätter.)

Das Leben im Glauben.

Predigten in Betrachtungen

für die

festlose Hälfte des Kirchenjahres.

Von

1846-1924

D. Wilh. Walther,

Professor und Universitätsprediger in Rostock.

LIBRARY OF
UNITED THEOLOGICAL SEMINARY
252.041
W234L 70,786

Leipzig.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf.

(Georg Böhme.)

1901.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Das Leben im Glauben läßt sich selbstverständlich in einem bescheidenen Hefte auch nicht einigermaßen vollständig darstellen. Nur einzelne Beiträge dazu möchten die vorliegenden Predigten bieten. Doch sind diese auch nicht planlos neben einander gestellt. Die Gedanken, welche sie ausführen, lassen sich folgendermaßen ordnen:

			Seite
		1. Der Glaube.	
I.	Predigt:	Zum Gedeihen des Glaubenslebens ist vor allem notwendig, daß wir uns von dem Herrn dienen lassen	1
II.	„	Der Herr ist es auch, der allein uns mit der Wahrheit dienen kann	12
III.	„	Der Glaube darf nie ohne die Demut sein, die bei allem des Herrn Willen erfragt . . .	25
IV.	„	Aus dem Glauben fließt die Freude . . .	38
V.	„	Aber in unserer Glaubensfreude dürfen wir nie unserer traurigen Vergangenheit vergessen.	49
VI.	„	Der Gläubige soll ein Brief Christi an die Ungläubigen sein	62
		2. Die Liebe.	
VII.	„	Ohne Liebe zu Gott sind wir verloren . .	74
VIII.	„	Die Nächstenliebe den Wechselfällen des Lebens gegenüber	88
IX.	„	Die Nächstenliebe den Sünden des Nächsten gegenüber	106

UNITED THEOLOGICAL SEMINARY
FEB - 5 1968

3. Die Hoffnung.

Seite

X. Predigt: Die Schrecken des Todes und des Lebens besiegt die gläubige Hoffnung 122

XI. „ Christus macht uns das Sterben zu einem Gewinn und das Leben teuerwert 131

XII. „ Nur die Hoffnung des Glaubens ist lebendige Hoffnung 145

In einer für die festliche Hälfte des Kirchenjahres bestimmten Sammlung, „Gottes Liebe“ betitelt, hatten wir die einzelnen Predigten in mehre selbständig zu lesende Betrachtungen zerlegt. Da dieses, soviel wir wissen, von niemandem getadelt, von manchen Seiten willkommen geheißen ist, haben wir in dem vorliegenden Hefte dieselbe Einrichtung getroffen.

Rostock, Ostern 1901.

Der Verfasser.

I.

Eins ist not.

[1. Betrachtung: Was ist das gute Teil?]

Luk. 10, 38—42. Es begab sich aber, da sie wandelten, ging er in einen Markt. Da war ein Weib mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus. Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu. Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: Herr, fragst du nicht danach, daß mich meine Schwester lässet allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife. Jesus aber antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha, du hast viele Sorge und Mühe: Eins aber ist not: Maria hat das gute Teil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden.

„Das that ich für dich, was thust du für mich?" Diese Worte unter einem Bilde des Herrn am Kreuze haben einst den Grafen Zinzendorf tief ergriffen.

„Das that ich für dich", so spricht der Herr zu uns in der ersten Hälfte des Kirchenjahres. Es ist die festliche Hälfte. Denn des Herrn Thun ist so groß und herrlich, daß man wohl Feste darum feiern muß. „Das für dich", ruft es mir aus dem armseligen Stalle zu Bethlehem entgegen; „das für dich", von dem blutigen Kreuze herab; „das für dich", aus dem leeren Grabe in Josephs Garten; „das für dich", von dem Berge der Himmelfahrt; „das für dich", aus dem Hause, da sie saßen am Pfingsttage.

In der zweiten Hälfte des Kirchenjahres fragt uns der Herr: „Was thust du?" Und nun, da von unserem Thun die Rede ist, kann man keine Feste feiern. Aber thun müssen wir etwas. Denn umsonst ist, was er für uns gethan hat, wenn wir nichts für

uns thun. Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du gehst doch ewiglich verloren! Das Kreuz auf Golgatha kann dich nicht von dem Bösen, so es nicht auch in dir wird aufgericht', erlösen! Es hilft dir nicht, daß Christus auferstanden, wo du noch liegst in Sünd' und Todesbanden!

Was sollen wir thun? Höre den Herrn antworten: „Eins ist not!" Eines vor allem anderen, Eins zu allem anderen. Wo dieses Eine nicht ist, da mag noch soviel scheinbar Gutes vorhanden sein, es taugt doch nichts vor dem Herrn. Wenn aber dieses Eine da ist, so kommt alles andere, was vor dem Herrn gut ist, wie von selbst. Was ist dies Eine?

Jene Frage lautete: „Was thust du für mich?" Aber müßte nicht eigentlich eine ganz andere Frage vorhergehen, die Frage: Was thust du für dich? O gewiß, es ist nicht ein gesunder Anfang, wenn du alsbald nach dem ersten Erwachen schon für den Herrn zu wirken dich getrieben fühlst. Hast du deine Sünde, deine Schwäche, dein Elend tief gefühlt, so kannst du noch nicht sobald an Arbeiten für den Herrn denken, sondern du fragst mit einem alles andere vergessenden Eifer: Was kann ich für mich thun? Wie kann ich mich reinigen, stärken, kräftigen, gründen?

Aber findest du die rechte Antwort, thust du das Eine, was not ist, dann thust du eben damit auch etwas für den Herrn. Das Eine, was not ist, ist sowohl zu deinem Heil als auch zu seiner Ehre.

Eins ist not, spricht der Herr, nämlich zu meiner Ehre und zu deinem Heile.

Zwei Schwestern werden uns gezeigt, Martha und Maria. Reden wir ganz offen: Wer von den beiden gefällt uns am meisten? Wenn wir des Herrn Urteil über sie gar nicht kennten, welche Schwester würden wir am meisten rühmen?

Ist es nicht wunderschön, was uns von der Martha erzählt wird? Der Herr Jesus reist durch den Ort, da sie wohnt. Wie viele Häuser, in denen er gern eingekehrt wäre, standen um Marthas Wohnung her! Aber sie thun ihm ihre Thüren nicht auf. Denn er kommt als ein Armer, von vielen verachtet, von den Vornehmen und Obersten gelästert. Doch was fragt Martha nach den Menschen allen und deren Urteil? Sie nimmt ihn mit Freuden auf in ihr

Haus. Ehren will sie ihn, wenn auch alle Welt ihn verachtet. Und da er eingetreten ist, macht sie sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Denn für einen solchen Gast ist ihr nichts zu schwer, nichts gut genug, viel „Sorge und Mühe“ macht sie sich. Sie sorgt, wie sie wohl es ihm am angenehmsten machen könne. Ihr fällt immer noch etwas Neues ein, was sie für ihn thun kann. Sie will ihn ehren mit dem Besten, das sie weiß und hat.

Wenn wir dasselbe von den Christen unserer Tage sagen könnten! Aber wer macht gleich Martha „sich viel zu schaffen, Jesu zu dienen“? Unendlich viel hat man zu schaffen mit Gelderwerb und Vergnügungen, mit dem Kampf ums Dasein und dem Lebensgenuß. Sich selbst dient man mit Anspannung aller seiner Kräfte. Aber was thut man, dem Herrn zu dienen? „Sorgen“ kennt man genug, daß die gefurchten Stirnen und die gebleichten Haare davon zeugen. Wer aber quält sich mit der Sorge, wie er dem Herrn dienen könne? „Mühe“ hat man soviel, daß man's an den harten, schwieligen Händen und den abgespannten Nerven wohl merken kann. Aber Mühe im Dienste des Herrn? Gesegnet sei diese Martha!

Ihre Schwester Maria sitzt unterdes zu Jesu Füßen und hört seiner Rede zu. Als dächte sie gar nicht daran, daß man einen Gast doch ehren muß, sitzt sie unthätig da. Sie scheint's nicht einmal zu bemerken, wie ihre Schwester sich abmüht. Berührt uns das nicht beinahe unangenehm? Auch Martha ist fest davon überzeugt, daß nur sie, nicht aber ihre Schwester, das Richtige getroffen habe. Sie ruft den Herrn zum Bundesgenossen gegen ihre Schwester an. Sie zweifelt nicht daran, sie brauche ihn nur auf deren Benehmen aufmerksam zu machen, so werde er die Maria ernst zurechtweisen: „Sage ihr doch, daß sie auch zugreife!“

So stehen sie einander gegenüber: Martha, die den Herrn ehren will und daher ihm mit Mühe dient, und Maria, die — nun, wie sollen wir es nennen? — die nur von dem Herrn sich dienen läßt. Zwischen den beiden der Herr selbst, der entscheiden soll, wer von ihnen ihn am meisten erfreut. Großer Augenblick! Denn der hier urteilen soll, ist der, dem der Vater alles Gericht übergeben hat, auch das letzte, über aller Menschen ewiges Schicksal entscheidende Gericht. Was er hier, in der Martha Haus als Richter angerufen, sagen wird, dasselbe wird er einst sagen, wenn

er auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit sitzend alle Völker vor sich versammeln und richten wird. Gewiß, er wird vielen als ein wunderbarer Richter erscheinen.

Er fällt das Urteil: „Maria hat das gute Teil erwählet. Denn Eins ist not mir gegenüber", eben das, was Maria sich erwählt hat. „Das soll nicht von ihr genommen werden", darin werde ich sie wahrlich nicht stören!

Wohl hat der Herr kein Wort des Tadels für Martha. Nein, er erkennt mit Freuden an, was sie thut. Denn all ihre Sorge und Mühe gilt ja ihm. Es ist ja schön und gut, daß sie ihn ehren will. Denn er will geehrt sein. Und doch hat sie nicht das Eine gefunden, das ihn wahrhaft erfreut. Sie meint ihn zu ehren, wenn sie ihm dient. Maria aber läßt sich von ihm dienen. Das ist die Eine Ehre, die er begehrt. Das ist das gute Teil das allein tüchtig macht zu dem Erbteil der Heiligen im Licht.

[2. Betrachtung: Des Menschen Sohn ist gekommen, daß er diene.]

Wie verwundert und bestürzt wird Martha den Herrn angeblickt haben, da er nicht ihr, sondern ihrer Schwester Maria den ersten und einzigen Preis zuerkennt! Sie hatte es doch so gut gemeint? Aber sie muß lernen, daß vor dem Herrn nicht unsere Meinungen gelten, daß er vielmehr das von uns verlangt, was er meint. Sie war doch so fest davon überzeugt gewesen, daß sie das Rechte getroffen habe? Aber sie soll wissen, daß nicht unsere Überzeugungen das Entscheidende sind, daß es vielmehr gilt, all unsere eigenen Gedanken durch des Herrn Willen aus dem Felde schlagen zu lassen. Nicht darauf kommt es an, wie wir uns das Christentum vorstellen, sondern darauf, wie es in Wahrheit ist.

Der alles beherrschende Mittelpunkt des Christentums ist aber Christus. Ihn mußt du verstehen, wenn du das Christentum verstehen willst. Ihn hatte Martha nicht verstanden, ja völlig falsch verstanden. Sie hatte gemeint, er sei zu ihr gekommen, um sich von ihr dienen zu lassen. Kannte sie noch nicht jenes große Wort, das er wie ein Motto über sein Leben gesetzt hatte, das Wort:

„Des Menschen Sohn ist gekommen, nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er *diene* und *gebe* sein Leben zu einer Erlösung für die Vielen“ (Matth. 20, 28)? Oder hatte sie das wie eine bloße Redensart aufgefaßt, als einen Ausspruch seiner liebenswürdigen Anspruchslosigkeit?

Aber was bezeugte all sein Thun und Lassen anderes, als daß es ihm völlig Ernst sei mit dem Worte? Was war denn sein ganzes Leben anders als ein ununterbrochenes Dienen? Hat er auch jemals, wenn er etwas thun wollte, gefragt: Was habe ich davon? War nicht seine einzige Frage, war nicht das alles und einzig Bestimmende für ihn: Was haben die Menschen davon? Und wenn *sie* Gutes davon hatten, so war es ihm völlig gleich, ob *er* viel Arbeit, Schmerz und Qual davon hatte. O, man liest so leicht darüber weg, wenn uns von all den Armen und Elenden erzählt wird, derer er sich annahm. Aber was mag das für ihn gewesen sein, denen allen zu dienen? Es heißt mehr als einmal von ihm, wenn er die Not der Menschen sah: „Mich jammert ihrer“. Er hätte jammern mögen, so weh that ihm ihr Weh. Auch in Jesu Krankenheilungen sieht der Evangelist Matthäus (8, 7) das Wort des Propheten erfüllt: „Er hat unsere Schwachheit *auf sich* genommen und unsere Seuche hat er *getragen*“. Und da der Herr den toten Lazarus auferwecken wollte, fühlte er den Jammer, den der Tod in die Welt gebracht, so tief mit, daß er die Thränen nicht zurückhalten konnte (Joh. 11, 35). Um das Elend wegzunehmen, mußte er es auf sich nehmen, mitempfinden, innerlich darunter leiden. Und doch ist er niemals da weggegangen, wo der Menschen Jammer ihn jammern machte. Nein, er hat sie alle zu sich gerufen, die Mühseligen und Beladenen, und ist ihnen nachgegangen in die finstern Fluten ihres Leides hinein. Denn er wollte nur Eins, nur ihnen dienen.

Es wird uns erzählt, daß sein Herz einmal vor Freude übervoll war, so daß er nicht lassen konnte, vor allen in ein jubelndes Dankgebet auszubrechen: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde“ (Matth. 11, 25). Was war denn geschehen? Er hatte Menschen dienen können. Daß es nicht „Weise und Kluge“, sondern nur „Unmündige“ waren, störte ihn nicht in seiner Freude. Es wird uns berichtet, daß er einmal ausgerufen habe: „O du ungläubige und verkehrte Art, wie lange soll ich mich mit euch

leiden?" (Matth. 17, 17. Mark. 9, 19.) Das waren die Zeiten, wo ihm war, als könnte er den Menschen nicht dienen, wie er wollte. Er hat einmal bitterlich geweint; damals, als er klagen mußte: „Wie oft habe ich euch versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel; und ihr — habt nicht gewollt" (Matth. 23, 37). Sie wollten sich nicht dienen lassen von ihm. Und er wollte nichts als dienen.

Einzig dazu ist er „gekommen". Den Weg, dem kein anderer an Weite und Beschwerden auch nur entfernt zu vergleichen ist, den Weg vom Himmel auf die Erde, von der göttlichen Herrlichkeit in das menschliche Elend hat er nicht gescheut, um nur uns dienen zu können. Das Furchtbarste, das sich nur denken läßt, den Tod am Kreuze, wird er nicht scheuen. Ja, weil er mit nichts anderem solch einen unendlichen Dienst uns erzeigen kann, als mit der „Hingabe seines Lebens zur Erlösung", ist er mit dieser Absicht gekommen. Und doch kann Martha meinen, er wolle Dienste von uns haben? Ist das nicht, als wenn ein Arzt, von der tödlichen Erkrankung seiner Verwandten in der fernen Heimat hörend, alles andere vergißt, von Weib und Kind und Haus und Praxis sich losreißt und die weite, beschwerliche Reise nicht scheut? Und nun, da er in dem Bewußtsein, daß nur er noch Rettung zu bringen vermag, in die Krankenstube tritt, haben sie alle nur die eine Frage: „Womit können wir dir dienen?" Er sagt ihnen, wozu allein er gekommen ist; sie aber bleiben dabei: „Was für einen Dienst wünschest du von uns?" Er wiederholt, daß er nur ihnen dienen wolle mit seiner ärztlichen Kunst; sie aber wiederholen: „Dürfen wir dir etwas Geld anbieten oder sollen wir dir eine Gesellschaft einladen oder möchtest du eine Zeitlang Unterkunft in unserem Hause finden?" Wird das ihn nicht zur Verzweiflung bringen? So vollständig verkannt zu werden!

Furchtbare Verkennung Jesu Christi ist es, ihm zuzutrauen, er wolle etwas von uns haben; ob sie nun wie Martha meinen, er wünsche Essen und Trinken, oder wie jene Geheilten, er freue sich, wenn sie ihn überall rühmten, oder wie jene Volksmenge, er wolle zum König ausgerufen werden. Es ist wohl sehr natürlich und es soll so sein, daß der, welcher etwas von der Liebe und Güte Jesu zu ahnen beginnt, das Verlangen fühlt, ihm dienen zu können.

Aber dann soll er eben von dem Herrn sich sagen lassen, womit man ihn erfreuen kann, soll hören aus seinem Munde: Laß dir von mir dienen! Es ist ganz begreiflich und es soll so sein, daß der, welcher etwas von der Hoheit und Herrlichkeit des Herrn erkannt hat, sich danach sehnt, ihn würdig zu ehren. Aber dann soll er sich nicht selbst ausdenken, was dem Herrn eine Ehre sein würde, sondern soll Jesum danach fragen, soll hören aus seinem Munde: Laß dir von mir dienen! Wohl hat Jesus einmal gesagt: „Wer mir dienen will" (Joh. 12, 26). Nie aber hat er gesagt: Ihr *sollt* mir dienen und darum dies und jenes thun. Und *was* hat er von dem verlangt, der ihm gern dienen *will*? Nichts, was für *ihn*, für Jesum, wäre, sondern: „Der folge mir nach"; der lasse sich von mir damit dienen, daß ich ihm den Weg zum Leben zeige.

Das ist die Eine Ehre, die er begehrt, daß man ihn als den erkennt, der allen dienen kann und will, und der allen dienen muß, wenn sie nicht verloren sein sollen. Diese Prärogative ist die *göttliche* Ehre, die er thatsächlich besitzt. Höher, ja anders kann man ihn nicht ehren, als wenn man ihm läßt, was ihm zukommt, als wenn man anerkennt, daß im Himmel und auf Erden kein anderer ist als er, der uns mit dem ewigen Leben dienen kann.

Was war größere Ehre für unseren Dr. Luther, wenn man ihn, da er auf einer Reise durch eine Stadt kam, mit Wagen und Pferden einholte und ihm einen Ehrentrunk reichte und um ihn zu feiern ein Gastmahl veranstaltete, oder aber, wenn sie ihn baten, die Kanzel ihrer Kirche zu besteigen und ihnen das aus dem Schutte wieder ausgegrabene Wort des Lebens zu verkündigen? Wer dies von ihm begehrte, wer sich von ihm mit dem dienen lassen wollte, was er so wie kein anderer besaß, der hatte ihn recht verstanden, der ehrte ihn recht. Oder was ist höhere Ehre für den weltberühmten Professor der Medizin, wenn der König ihn mit einer Einladung zur Tafel im Schlosse beehrt, oder aber, wenn derselbe erkrankt und von seinen Leibärzten aufgegeben, ihn bitten läßt, seine Kunst an ihm zu versuchen? Diese Anerkennung, daß keiner so geschickt und erfahren ist wie er, ist die denkbar höchste Ehrung für ihn.

Jesus Christus kann, was kein anderer kann. Willst du ihn ehren, so komm zu ihm als der Unwissende und Kranke, der sich

demütig zu seinen Füßen niedersetzt, um von ihm sich lehren und heilen zu lassen. Laß ihn dir dienen. Das Eine ist not!

[3. Betrachtung: Ohne Christi Dienst sind wir verloren.]

Wer verstanden hat, was zur Ehre des Herrn not ist, der hat auch gefaßt, was zu seinem eigenen Heile notwendig ist. Denn es ist ein und dasselbe. „Nur bekümmert um ihr Heil" läßt Maria sich dienen von dem Herrn.

So freundlich auch Jesu Worte an Martha klingen, sie sind doch erschütternd ernst. „Eins ist not!" Nur Eins kann den Menschen retten! Er ist verloren ohne das Eine! Was für erschütternde Augenblicke sind das, wenn aus der bunten Mannigfaltigkeit all dessen, was wir vor uns sehen, Eins gleichsam vor unseren Augen emporwächst zu riesiger Größe, alles andere völlig verschwinden machend, daß wir fühlen: Eines ist allein und absolut notwendig! In einem Hause ist Feuer ausgebrochen. Von dem Knistern und dem Schein der Flammen ist der Mann dort oben in der Dachkammer erwacht. Er reibt sich die Augen, er springt aus dem Bette. Hundert Gedanken fahren ihm durch den Kopf, was alles jetzt notwendig ist. Er muß doch zuerst seine Kleider anziehen, er muß sein Geld retten, er muß seine Legitimationspapiere zu sich nehmen —. Da sieht er, daß die Treppe schon lichterloh in Flammen steht; er muß die Kammerthür zuschlagen, der hereindringende Rauch droht ihn zu ersticken. Er reißt das Fenster auf. Schon lecken die Flammen am Dach entlang. Vergessen sind Kleider und Geld und Papiere. Nur Eines noch kann er denken, denn ohne das Eine ist er verloren: „Eine Leiter, eine Leiter!" ruft er in Verzweiflung.

Unendlich vieles halten wir für notwendig. Der Herr aber spricht: Not ist nur Eins! Du meinst, es sei doch unumgänglich notwendig, daß du Geld verdienest, um dein täglich Brod zu haben. Aber es ist nur wichtig, nicht notwendig. Würdest du erkranken und nicht arbeiten können, so könnte der Herr dir doch geben, was du gebrauchst. Du bist überzeugt, es sei notwendig, Weib und Kind zu versorgen. Doch es ist wohl deine Pflicht, nicht aber not-

wendig. Denn würdest du heute sterben, so könnte Gott doch die Deinigen erhalten. Du denkst, es sei notwendig, daß du erst deine Gesundheit wieder erlangst; dagegen müsse alles andere zurückstehen. Aber so wünschenswert es auch ist, notwendig ist es nicht. Denn auch ein Kranker kann ins ewige Leben eingehen. Notwendig ist und bleibt nur das Eine, daß du dir dienen läßt durch Jesum Christum. Das aber ist in Wahrheit eine Notsache. Davor muß alles zurücktreten.

Oder bist du schon so weit, daß du nach dem ewigen Leben trachtest? Nun, was hältst du dann für notwendig dazu? Du sagst: Ach, ich muß viel ernster gegen meine Fehler ankämpfen. Ich muß meine Unfreundlichkeit ablegen, meine Gereiztheit und Heftigkeit, meinen Leichtsinn, meine Trägheit, meine Unwahrhaftigkeit, meine Eitelkeit, meinen Hochmut. — Ich darf mich meines Christentums nicht wieder vor den Leuten schämen, muß frei und offen meinen Glauben bekennen. — Ich muß mehr für den Herrn thun. Ich muß mehr Wohlthätigkeit üben und anderen Liebe zu erzeigen suchen. — Ich muß mehr beten und zur Kirche gehen und fromme Bücher lesen. — O höre den Herrn, wie er auf all solche Gedanken mit majestätischer Bestimmtheit antwortet: Eins ist dir notwendig! Denn ohne dies Eine wird aus all dem anderen nichts werden, oder, wenn du es doch ausführen kannst, so wird etwas ganz Verkehrtes daraus werden. Wenn die Pflanze kein Licht hat, so wird sie entweder vergehen oder kraftlose geile Triebe machen. So absolut unentbehrlich zum Wachsen ihr das Licht ist, so notwendig ist dir das Eine, daß du dir dienen lassest durch mich!

Fragst du, was dazu gehört? Soll Christus dir dienen, so muß eine persönliche Beziehung zwischen dir und ihm eintreten. Wie Maria in Ehrfurcht und Demut dicht vor ihm, zu seinen Füßen sitzt, ihr Angesicht ist ganz ihm zugewandt, sein Auge ist auf sie gerichtet; sie horcht auf seine Worte, er redet zu ihr; wenn sie etwas nicht versteht, so fragt sie ihn, und er antwortet ihr. Es ist nicht genug, wenn du etwas weißt von Christo, sondern er muß dir und du mußt ihm ganz nahe kommen. Es ist nicht genug, wenn du glaubst, daß er der Heiland der Welt ist, sondern es muß eine so enge Verbindung zwischen ihm und dir hergestellt werden wie zwischen dem Bettler, der seine Hand ausstreckt und dem Reichen, der eine Gabe in die geöffnete Hand hineinlegt, wie zwischen

der Mutter und ihrem Kinde, das von ihr gewaschen wird, wie zwischen dem Arzt und dem Kranken, der von ihm verbunden wird.

Denn nicht um ein Thun handelt es sich für dich, sondern um ein Stillehalten, wie der Bettler, das Kind, der Kranke nichts weiter thun, als daß sie stille halten, damit der Reiche, die Mutter, der Arzt etwas an ihnen thun können. Du mußt wissen: Ich bin arm und bleibe arm, wenn nicht Jesus mir gibt; ich bin und bleibe unrein, wenn nicht Jesus mich wäscht; ich bin und bleibe krank, wenn nicht Jesus mich heilt. Dann wirst du ihm ganz nahe kommen und bitten, wie der Sänger es ausgedrückt hat: „Wie die stillen Blumen willig sich entfalten und dem Lichte stille halten, laß mich so still und froh deine Strahlen fassen und dich wirken lassen".

Aber freilich sind wir keine stillen Blumen, deren Natur es ist, dem Lichte stille zu halten. Darum wird es uns unendlich schwer, uns wirklich dienen zu lassen durch den Herrn. Hören wir, daß er uns dienen will, so können wir wieder so schwer festhalten, daß er doch Herr ist und bleiben will. Wir möchten ihn dann gebrauchen wie einen Diener. Wir suchen in nahe Beziehung zu ihm zu treten, damit wir von ihm uns ausbitten können, was wir haben möchten. Und wie viele wollen dann nur irdische Hilfe von ihm haben! Dazu ist ihnen der Herr und das Gebet gut genug, um in der Not ihn herbeizurufen. Nun ja, als Lazarus, der Bruder jener beiden Schwestern, krank war, da sandten sie auch zu ihm; aber sie wußten auch, daß er der Herr sei und bleibe. Darum schrieben sie ihm nichts vor, sondern ließen ihm sagen: „Herr, den du lieb hast, der liegt krank" (Joh. 11, 3). Womit er ihnen dienen wolle, das überließen sie völlig seiner Entscheidung.

Aber auch, wenn du nur geistige Güter, nur das ewige Leben von ihm begehrst, verstehe es nicht falsch, daß er dir dienen will! Er bleibt der Herr. Nicht du, nur er weiß, was dir nötig und heilsam ist. Nicht hat die Maria ihm ein Thema aufgegeben, darüber er reden solle, sondern sie hat ihn reden lassen, was er für gut hielt. Vielleicht hätte sie etwas anderes viel lieber gehört; aber sie wußte, daß er allein zu bestimmen hat. O, schreibe dem Herrn nicht vor, womit er dir jetzt dienen soll! Wohl darfst du ihm alles sagen und klagen, was deiner Seele noch fehlt. Aber dann laß ihn das an dir wirken, was er für gut hält. Sonst kann

er dir den Dienst, der dir notwendig ist, nicht erzeigen. Das aber, was du von ihm forderst, wird er dir auch nicht geben. Erkennst du dann, daß er dich nicht erhört hat, so wirst du an ihm irre werden. Oder bildest du dir ein, er habe dir gegeben, was du haben wolltest, so bist du so arm wie früher, meinst aber reich zu sein.

„Nimm meinen Jähzorn von mir", so bat jener Mann. Und gewiß, das will der Herr thun. Aber jener fuhr fort: „Hilf mir, daß ich niemals wieder mich selbst vergesse!" Und doch war es notwendig, daß er in der Demut erhalten würde; darum durfte der Herr ihm nicht so dienen, wie er forderte. Als nun doch wieder der alte Jähzorn über ihn kam, ward er irre am Glauben.

Einigen Jünglingen, die einen neuen christlichen Verein gegründet hatten, wurde vorgeworfen, sie seien hochmütig. Sie vereinigten sich, den Herrn zu bitten, er möge ihnen zeigen, ob diese Anklage berechtigt sei. Nach dem Gebete fragten sie einander, was sie fühlten. Sie alle fühlten, sie seien gar nicht hochmütig. Nun waren sie ruhig. Sie bildeten sich ein, der Herr habe ihnen volle Selbsterkenntnis gegeben. Als wenn der Herr sich vorschreiben ließe, womit er uns dienen müsse! Nein, so heiß und unablässig die Bitte sein muß: „Herr, diene meiner armen Seele!", so völlig müssen wir es ihm überlassen, wie er es thun will. Sonst verletzen wir seine Ehre und schädigen unser Heil.

Aber sollen wir denn nicht auch etwas für den Herrn thun wollen? Nun ja, es ist besser, daß Martha mit Sorge und Mühe dem Herrn dient, als wenn so viele nur sich selbst dienen. Aber wenn sie noch sich darüber ärgert, daß sie „allein dienen" muß, so ist es ihr noch eine Last und daher auch dem Herrn noch keine Lust. Alles Thun für ihn ist erst dann ihm wohlgefällig, wenn wir uns nicht mehr dazu zu zwingen brauchen, sondern von unserm Herzen getrieben gar nicht anders können. Auch das großartigste Werk gefällt ihm nie um des Werkes willen, sondern nur dann, wenn es sozusagen automatisch geschieht, wie das Fruchttragen des gesunden Obstbaumes, wie das Leuchten des Feuers.

Das aber kann nur durch Eins bewirkt werden, dadurch, daß der Herr uns zuerst dient, unser Inneres gesund macht, in unserm Herzen göttliches Feuer entzündet. Nicht Martha, sondern Maria, die zuerst sich umwandeln ließ durch seine Worte des Lebens, hat

danach ihm recht gedient. Nur von ihr hat er das große Wort gesprochen: „Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Wahrlich, ich sage euch: Wo dies Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie gethan hat" (Matth. 26, 10. 13). Die Liebe, die lodernde Dankbarkeit gegen den Herrn, der ihrer Seele gedient hatte, konnte nicht anders als ihn mit dem Besten ehren und lehrte sie, was den Herrn erfreuen werde. Das sind die Werke, die am Tage des Gerichts etwas vor ihm gelten werden. Wie eine übervolle Wasserader aus dem Innern des Berges durch die Felsen hindurchbricht und hervorströmt, so quoll das gute Werk aus dem Innern seiner Jünger hervor. Sie selbst wurden vielleicht nicht einmal sich klar darüber, daß sie den Herrn damit erfreuten (Matth. 25, 27 ff.). Aber das eben war „ihm gethan".

Alles Leben im Glauben ist nur dann wirkliches Leben, wenn es in dem Glauben begründet ist, der da weiß: Wer den Sohn nicht hat, der hat auch das Leben nicht; wenn Jesus Christus uns nicht dient, so sind wir verloren.

Drum, Herr Jesu, du alleine
Sollst mein Ein und alles sein!
Prüf', erfahre, wie ich's meine,
Tilge allen Heuchelschein!
Amen.

II.

Verlangt dich nach der Wahrheit?

[4. Betrachtung: Nur Jesus Christus bringt die Wahrheit.]

Joh. 18, 37. 38. Da sprach Pilatus zu ihm: So bist du dennoch ein König? Jesus antwortete: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Spricht Pilatus zu ihm: Was ist Wahrheit! Und da er das gesagt, ging er wieder hinaus.

Über dem Eingange des Universitätsgebäudes in Rostock findet sich die Inschrift: „Die Wissenschaft ist mannigfaltig, die

Wahrheit nur eine".*) Ja, es ist ein sehr mannigfaltiges Bild, wenn wir all das Arbeiten auf all den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft überschauen, die an einer Universität gepflegt werden soll. Und doch soll das alles nur einem Einzigen dienen, der Wahrheit, der Erforschung, der Begründung, der Verbreitung der Wahrheit. Wahrlich, eine hohe Forderung! Und sie gilt nicht nur den Gelehrten. Nein, jeder, der nicht stumpfsinnig mit dem, was er schon gelernt hat, zufrieden ist, sondern an Wissen und Erkenntnis zunehmen möchte, auf welchem Gebiete auch es sein mag, jeder soll dabei nur von dem Einen sich treiben lassen, von der reinen Liebe zur Wahrheit.

Ach, nur zu leicht lassen wir uns dabei auch von anderem leiten. Von der Trägheit, da wir nur solches wissen möchten, das unsere alten, liebgewordenen Anschauungen bestätigt; von der Eitelkeit, da wir nur an dem Neuen, Glänzenden, Überraschenden unsere Lust haben, ja im grunde nichts Neues wissen, sondern nur das Alte umstoßen wollen; von dem Hochmute, da wir auch das, was noch über unser Verstehen hinausgeht, beurteilen wollen oder von der einzelnen kleinen Wahrheit aus, die uns aufgegangen ist, alles verstehen zu können meinen. Gibt es einen Weg, der uns vor all solchen Gefahren bewahren kann?

„Ich bin der Weg", spricht Jesus Christus. Der unendlichen Menge der nach Wahrheit und Klarheit Suchenden, der Fragenden, Forschenden, Grübelnden tritt Jesus Christus gegenüber und spricht mit einer Hoheit ohnegleichen: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme". O lasset sie uns hören!

Von der Wahrheit redet Jesus Christus. Ein Dreifaches sagt er: Die Wahrheit gebe nur ich; und mit ihr unendlich Großes; aber nicht allen kann ich sie geben.

Welch einen ungeheuren Anspruch erhebt der Herr! Dazu mußte er geboren werden, dazu ist er in die Welt gekommen, damit die Wahrheit auf Erden zu haben wäre. Auf seine Stimme soll hören, an ihn sich wenden jeder, der nach der Wahrheit dürstet. Kein Mensch also vermag mit eigener Anstrengung sie zu

*) Doctrina multiplex, veritas una.

finden. Wer sie haben und ihrer gewiß sein will, muß sie von ihm haben.

Aber wie ist eine solche Behauptung nur möglich? Hat etwa er uns gelehrt, was wir von Sonne, Mond und Sternen wissen? Verdanken wir etwa ihm, was wir von den Gesetzen und Kräften der Natur erkannt haben? Haben wir etwa durch ihn erfahren, was uns das Leben und die Gesundheit erhalten oder schädigen kann? Sollen wir etwa von ihm uns Rats erholen, wenn wir die Geschichte der vergangenen Zeiten erforschen wollen? Doch all solchen Einwendungen zum Trotze beharrt er bei seinem majestätischen Worte: Die Wahrheit gebe nur ich! Er weiß es, wieviel die Menschen aus eigener Kraft herausgefunden haben. Er weiß, wieviel das alles für sie wert ist. Er denkt nicht daran, sie am Weiterforschen zu hindern. Aber er bleibt auch unentwegt bei seinem Anspruch: Die Wahrheit gebe nur ich!

„Die Wahrheit!" „O sagen Sie mir die Wahrheit", ruft der Kranke dem Arzt entgegen, der ins Zimmer tritt. Die Wahrheit! Als wenn nur ein Einziges in Frage kommen könnte. Und freilich, das Eine, das er wissen will, ist für ihn das alles Entscheidende. Vor dem Einen ist ihm alles, was er sonst noch etwa wissen könnte, total verschwunden.

„Die Wahrheit", sagt Jesus Christus. Denn es gibt Eines, das zu wissen jedem Menschen so absolut notwendig ist, daß vor diesem Einen alles andere, wonach man etwa noch fragen könnte, wie völlig bedeutungslos verschwindet. Weißt du über dieses Eine nicht die Wahrheit, so magst du noch so vieles wissen und von der ganzen Welt wie ein Wunder angestaunt werden, — du selbst hast keinen Gewinn davon, dein Leben ist für dich ein verfehltes. Die Antwort auf diese Frage kann man vergleichen mit der Weiche, die die Eisenbahnschienen stellt und damit den ganzen Weg der Züge bestimmt. Ist die Weiche falsch gestellt, so mag der Zug noch so gewaltig dahinbrausen, das Ende wird nur Verderben sein. Auf falschem Geleise fährst du, wenn du diese alles entscheidende Wahrheit nicht weißt, hin zum Verderben. Und darum, würdest du alle anderen Fragen, und wären sie noch so interessant und würde ihre richtige Beantwortung noch so großartige Umwälzungen auf der Welt bewirken, würdest du zunächst sie alle beiseite setzen

und zunächst all dein Sinnen und Denken, dein Suchen und Forschen auf diese Eine Frage richten, zitternd vor Angst, du könntest die Wahrheit verfehlen, — du würdest weise gehandelt haben. Denn es handelt sich um die Wahrheit! Was denn hat der Herr gemeint?

Alle Fragen, auf die wir früher oder später selbst die Antwort finden können, sie allesamt handeln von der Welt und dem Menschen, von der Zeit und dem Menschen. Diese Frage, die der Herr allein beantworten kann, behandelt etwas völlig anderes. Das Thema dieser Frage lautet: Du und Gott, du und die Ewigkeit! Wenn dieser gewaltige Ton einmal in deinem Herzen erklungen ist, so übertönt er alles andere.

Hast du noch niemals davon etwas gefühlt? Ist noch niemals die Größe über alle Größen, der lebendige Gott, so vor dein Geistesauge getreten, daß von diesem Anblicke die ganze Welt mit all ihrem Wissen und Fragen gleichsam zugedeckt wurde, daß dir war, als existierte nichts weiter als du und Gott? Ist noch niemals jenes furchtbar ernste Gestade, das das ruhelos wogende Meer dieses Erdenlebens begrenzt, die Ewigkeit, vor deiner Seele aufgestiegen, daß vor diesem erstarrenmachenden Anblick all das Hin- und Herfluten dieser Zeitlichkeit verschwand, daß dir war, als existierte nichts weiter als du und die Ewigkeit? Doch, magst du auch noch nie etwas davon gefühlt haben; so gewiß alles von Gott und der Ewigkeit umfaßt und durchwaltet ist, so gewiß ist das die Frage über alle Fragen: Wie steht es zwischen mir und Gott und der Ewigkeit? Wie steht Gott zu mir, wie stehe ich zu Gott? Was würde ich sehen, wenn ich sein Angesicht sehen könnte, wie es auf mich und mein Leben gerichtet ist? Wie stehe ich zur Ewigkeit, wie steht die Ewigkeit zu mir? Was wird sie mir geben, wenn ich einst in ihren Schoß hinabsinken muß? Das ist die Wahrheit, die wir wissen müssen, wenn nicht unser ganzes Leben wie eine Fahrt aufs Geratewohl sein soll.

Und erst dann, wenn wir diese Wahrheit klar und sicher wissen, werden all die Wahrheiten, die wir selbst finden können, in das rechte Licht gerückt. Mit den Lichtern, die wir Menschen selbst bereiten und leuchten lassen können, vermögen wir auch bei der Nacht viel Einzelnes zu erkennen. Aber das Ganze läßt uns nur das Licht, die

Sonne, sehen. Es ist ein überraschender Anblick, wenn man am finsteren Abend vor jenem berühmten Wasserfalle steht und plötzlich das farbige Licht aufleuchtet und die herabstürzenden Wassermassen und die Bäume zu beiden Seiten grell hervortreten macht. Aber wie ganz anders noch ist es, wenn das Licht, die helle Sonne, das Ganze erkennen läßt, auch den stillen, tiefgrünen See, in den die Wasserströme sich ergießen, die majestätischen Felsen, die das Bild einrahmen, die ewigen Schneefelder, die es überragen, den blauen Himmel, der sich über das Ganze spannt! Erst dann hat man einen Überblick über das Ganze, den Totaleindruck. Unzähliges, was wahr und wirklich ist, kann und soll der Mensch mit dem Lichte seines eigenen Verstandes erleuchten. Aber all diese Erkenntnisse sind nicht mehr als vereinzelte Bruchstücke der Wahrheit. Erst dann, wenn die große Wahrheit, die Jesus Christus geben will, dir strahlend wie die Sonne aufgegangen ist, kannst du auch all jene Einzelwahrheiten wie die einzelnen Bausteine einfügen in das große, harmonische Gebäude einer Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit umfassenden Gesamtanschauung. Das ist's, was jeder in irgend einer Weise sich konstruiert: Woher alles? Wozu alles? Aber alle diese selbsterdachten Weltanschauungen wirft Jesus Christus über den Haufen: Die Wahrheit gebe nur ich!

[5. Betrachtung: Die Wahrheit macht frei.]

Hat Christus zuviel sich beigelegt, da er spricht: Die Wahrheit findet keiner anders als durch mich? O, niemand soll ihm das auf sein bloßes Wort hin glauben. Nur das sollst du glauben, was dir die Geschichte der Menschen seit Christi Tagen und deine eigene Erfahrung unwidersprechlich bezeugt. Was hat die Menschheit in diesen Jahrhunderten, wenn sie ohne Christi Hilfe suchte, in Wirklichkeit gefunden? Staunenswert vieles; immer neues Wissen hat sie auf das alte aufgebaut. Aber „die Wahrheit?" Ja, gesucht hat sie genug danach. Die größten und edelsten Geister haben ihres ganzen Lebens Kraft daran gewandt. Aber das Ergebnis? Wenn man nach einem Heilmittel für eine weit-

verbreitete schreckliche Krankheit verlangt und hören muß, wie alle selbständigen Forscher ganz verschiedener Ansicht darüber sind, wie jeder, der's gefunden zu haben meint, durch den nächsten widerlegt wird, wie nur die blinden Nachsprecher zusammenstimmen, so ist dir bewiesen, daß man noch kein sicheres Heilmittel entdeckt hat. Fragen wir, was die Menschen in eigener Kraft als „die Wahrheit" gefunden haben, so antwortet uns ein betäubendes Wirrwarr von Stimmen, da alle selbständigen Denker ihre besondere Antwort haben und jeder alle anderen zu übertönen sucht. Einstimmigkeit ist nur bei den Nachbetern derselben Ansicht. Ist das nicht ein klarer Beweis, daß die Welt die wirkliche Wahrheit noch nicht entdeckt hat? Und was bezeugt dir dein eigenes Leben? Dich frage ich, der du noch selbst die Wahrheit finden zu können meinst. Bist du deiner Sache wirklich gewiß? Erhebt sich nicht auch in deinem Innern oftmals ein buntes Durcheinander von Stimmen, da die eine „nein" ruft zu dem „ja" der anderen, die eine „so muß es sein", die andere „aber wer weiß, ob es wahr ist?" So leugne doch nicht länger, daß du noch nicht gefunden hast! So höre die Stimme dessen, der in das Chaos der um die Wahrheit Streitenden hineinruft: „Ich bin die Wahrheit!" So groß auch die Kühnheit und das Selbstbewußtsein vieler Menschen gewesen ist, so hat doch kein anderer gewagt, solch ein Wort von sich zu sagen: Ich bin die Wahrheit!

Hat Christus zu viel von sich behauptet? Sagst du, das sei ja eben die Weise aller anderen auch, daß jeder die Wahrheit zu besitzen meine? Nun freilich; aber die Wahrheit Christi bringt auch ein unendlich hohes Gut, das niemand sonst uns geben kann, und legitimiert sich eben damit als das Eine, dessen wir bedürfen. Kennst du es noch nicht?

Wie eigentümlich doch der Herr zu Pilatus redet! „Ich bin ein König" spricht er und erklärt das mit den Worten: „Ich bin dazu geboren, daß ich die Wahrheit zeugen soll". Wie hängt das zusammen? Ist denn das königliches Thun, die Wahrheit zu bringen? Man hat sich über diese Schwierigkeit dadurch hinweggeholfen, daß man Christum den König der Wahrheit genannt hat. Doch was soll das heißen? Das ist doch nicht mehr als eine erhaben klingende Redensart, bei der man sich nichts denken

kann. Wie will der Herr verstanden sein? Bedenken wir, er redet zu Pilatus. Wie mußte dieser ihn verstehen?

„Er hat sich selbst zum Könige gemacht", so lautete die Anklage gegen Jesum; zum Könige, der sein Volk von der Herrschaft der Römer befreien will. „Bist du ein König?" fragt Pilatus; willst du den Juden die politische Freiheit verschaffen? „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", antwortet der Herr; nicht nach der Weise irdischer Fürsten will ich König sein, nicht meinen Anhängern äußerliche, irdische Freiheit bringen. Und als Pilatus weiter fragt: „So bist du doch ein König?" erklärt der Herr: „Du sagst es, ich bin ein König!" Aber nicht mit Schwert und Spieß, nicht mit Wundenschlagen und Blutvergießen will ich meinen Freunden Freiheit erkämpfen; eine andere Waffe führe ich: „Ich bin in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll"; „und die Wahrheit" — so hat er schon früher erklärt (Joh. 8, 32) — „die Wahrheit wird euch frei machen". In diesem Sinne nennt er sich „König": Nicht, als begehre er Ehren und Macht für sich, nein, das unaussprechlich herrliche Gut der Freiheit will er den Seinen schenken und damit sie zu seinen beglückten Unterthanen machen. Darum werden alle, die ihm anhangen, ihn als ihren König preisen, weil er ihnen die Wahrheit und damit die wahre Freiheit gebracht hat.

Denn alle Wahrheit hat eine befreiende Macht. Selbst ein bloß eingebildeter Wahrheitsbesitz gibt dem Menschen ein Gefühl der Freiheit. Meinst du auch nur, etwas zu wissen, was andere nicht wissen, so fühlst du dich schon wie unabhängig, selbständig, frei. Nur freilich ist es eine Einbildung oder ist nicht volle Freiheit, so lange du nicht die Wahrheit, die das wirklich und ganz ist, gefunden hast.

Ach, auch von dieser Wahrheit kann der Mensch sich frei machen. Vielleicht hatte er sie in seiner Jugend gelernt. Dann wurde sie ihm lästig wie eine Fessel. Er warf sie ab. In dem stolzen Bewußtsein, etwas abgeworfen zu haben, meint er Freiheit gefunden zu haben. Aber wer weiß, wer nun Herr über ihn geworden ist, welcher Gelehrte, welcher Schriftsteller, welches Buch, wohl gar sein eigener, ach so kleiner Verstand! Und hätte er die Wahrheit früher wirklich schon als sein persönliches Eigentum be-

fessen, so würde er sie um alles nicht preisgegeben haben, weil er gefühlt hätte, daß sie, und nur sie frei macht.

Frei, wovon? Wer kann die Zahl und das Gewicht all dieser Ketten angeben! Selig ihr, die ihr es aus eigener Erfahrung kennt! Das ist Freude über alle Freuden!

Frei macht die Wahrheit Jesu Christi von anderer Bevormundung, von aller Menschenknechtschaft. Denn sie bezeugt sich dem Herzen, welches nicht widerstrebt, mit solcher Gewißheit, daß das Herz fest wird, fest wie ein Eichbaum im Sturmwind. Mögen andere sagen, was sie wollen, mögen sie noch so weise und siegesgewiß reden, mögen sie ganze Massen mit ihrer Klugheit bethören und am Gängelbande führen, — über dich hat das alles keine Gewalt mehr. Du brauchst nicht dein Ohr gegen ihr Reden zu verschließen, du kannst es alles anhören und erwägen, aber es bindet dich nicht. Und würde die gesamte Welt deinem Glauben widersprechen, du bist frei von der gesamten Welt und rufst ihr unerschüttert zu: Hier stehe ich, ich kann nicht anders!

Wer diese Freiheit nicht kennt, wird sie für eine Knechtschaft halten und meinen, sie mache die freie, vorurteilslose Forschung unmöglich. Und gewiß, dann gibt es Grenzen für unser Forschen. Aber doch nur die Grenzen der Wahrheit. Über die wollen wir doch nicht hinaus? Ist das „Freiheit der Forschung", alles, auch das Unwahrste, auch das Unsinnigste, als Ergebnis finden zu können? Was anderes kann „Freiheit der Wissenschaft" heißen, als die Freiheit, durch nichts an dem Finden der Wahrheit gehindert zu werden? Nein, gerade dann, wenn du durch Christum „die Wahrheit" erlangt hast, kannst du wahrhaft frei forschen. Denn dann wirst du auch mehr und mehr frei von dir selbst, frei von dem in dir, was dich beim Suchen binden und irreführen will. Frei von der Eitelkeit, die mit Neuem, mit überraschenden Ergebnissen glänzen will; frei von der Zaghaftigkeit, die vor neuen Gedanken sich entsetzt, weil sie nicht in das alte, vertraute System hineinzupassen scheinen; frei von dem Hochmut, der alles ergründen zu können meint. Die Wahrheit, die du in dich aufgenommen, durchströmt dich wie ein reiner, klarer Quell und spült mehr und mehr aus deinem Innern alles das hinweg, wodurch das suchende Auge getrübt wird. Die Wahrheit macht dich wahr.

Frei macht sie auch von den Banden, welche das Gewissen drücken, von den Banden der Schuld. Jesus Christus zeigt uns unsere Schuld, zeigt sie uns in ihrer wahren Gestalt; aber nur, um uns auch die Rettung von ihr zu zeigen. Er zeigt uns die Wahrheit, sich selbst: „Des Menschen Sohn ist gekommen, sein Leben zu geben zu einer Bezahlung für die Vielen! Sei getrost, dir sind deine Sünden vergeben!"

Dann fallen auch die Stricke, die du vielleicht schon so lange vergebens zu zerreißen gesucht hast, die Stricke der Sündenmacht, da du das Böse nicht wolltest und doch zog es dich mit unwiderstehlicher Gewalt zu sich. Nicht auf einmal verschwinden diese Ketten; aber sie lösen sich immer mehr, je tiefer du dich von der Wahrheit Christi durchdringen läßt, also, daß du immer neu frohlocken kannst: „Strick ist entzwei, und ich bin frei!"

Dann hat's auch mit den letzten Banden ein Ende, mit der Furcht vor dem heiligen Gott und vor der entscheidenden Ewigkeit. „Aus Furcht des Todes Knechte ihr lebenlang", so malt der Apostel die, welche noch nicht durch Christi Wahrheit zur Freiheit gelangt sind. Über „die herrliche Freiheit der Kinder Gottes" jubelt er, da ihn Christus frei gemacht hat.

Wer das erfahren hat, und täglich neu erfährt, der fragt nicht mehr: „Was ist Wahrheit?", der huldigt in seliger Dankbarkeit dem Könige, der ihm Wahrheit und Freiheit gebracht: König, dem kein König gleichet, dessen Ruhm kein Mund erreichet!

[6. Betrachtung: Nicht allen kann Jesus die Wahrheit geben.]

Als hätte er etwas Wahnwitziges gehört, so ruft Pilatus Jesu zu: „Du willst ein König sein?" Der du gebunden vor mir stehst, willst andere frei machen? Die du unendlich beglücken zu können meinst, die rufen voll tödlichen Hasses: „Weg, weg mit dem"? Auch auf diese Frage antwortet der Herr, da er spricht: „Ich bin dazu geboren, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme". Das ist die Lösung des Rätsels, warum die mich gebunden haben, die

ich freimachen wollte: Mit der Wahrheit wollte ich sie freimachen; und die Wahrheit hat nicht jeder gern. Nur wer aus der Wahrheit ist, der höret auf mich. Die anderen hassen mich darum.

O wie manche hat es schon an der Wahrheit irre gemacht, daß so viele von ihr nichts wissen wollen! Wäre das, was Christus bringen will, wirklich ein so herrliches Gut, so würden doch alle sich herzudrängen, es von ihm zu empfangen. Und anstatt dessen gibt es Unzählige, die es bitter hassen? Wer aber selbst in dieser Wahrheit Friede und Freiheit gefunden hat, der möchte wohl glauben, daß es nur Unkenntnis sein kann, wenn die anderen ihr mißtrauisch oder gleichgültig ferne bleiben, und möchte mit jenem Sänger sagen: O, wenn sie's alle wüßten, sie alle würden Christen! Aber nein, wenn wir sehen müssen, wie die Wahrheit verachtet, verspottet, verfolgt wird, dann möge das Bild uns vor Augen stehen: Da sie zum ersten Male und ganz und rein auf der Welt erschien, da hat die Welt sie ans Kreuz genagelt. Sie wäre nicht die Wahrheit, wenn alle ihr zujubelten; so gewiß die Sonne nicht das Licht wäre, wenn auch alle Nachteulen und Fledermäuse zu ihr aufflögen. Eben weil sie die reine Wahrheit ist, muß sie auf Erden auch Feinde haben.

Denn nur wer aus der Wahrheit ist, hört auf die Stimme dessen, der die Wahrheit ist. Von Natur aber sind alle Menschen aus der Unwahrheit. Es ist ein erschütterndes, aber doch ein unanfechtbares Wort: Alle Menschen sind Lügner (Psalm 116, 11). Sie lieben die Unwahrheit. O gewiß nicht in jeder Beziehung. Aber auch für den wahrhaftigsten Menschen gibt es Wahrheiten, die er nicht liebt, die er sich verbirgt, so lange es nur irgend möglich ist. Wir kennen doch keinen einzigen Menschen, dem wir alles, was uns an ihm nicht gefällt, frei heraus sagen möchten, ohne jede Furcht, ihn zu verletzen. Auch vor dem, der uns vor allen anderen nahe steht, verschweigen wir dieses oder jenes, das wir doch gern bei ihm geändert sähen. Vielleicht hoffen wir bestimmt, daß wir später ihn auf alles aufmerksam machen dürfen. Aber — dieses „später" kommt niemals.

Wenn aber die Wahrheit, die Christus bringen will, uns zuerst anredet, so fühlt sich jeder durch sie verletzt. Alle möglichen Wahrheiten können wir hören und annehmen und dabei kühl bis

ans Herz hinan bleiben. Diese Wahrheit dagegen hat immer einen tief verwundenden Stachel für uns. Wir können ihr gegenüber nicht ruhig bleiben. Hat sie dich vielleicht noch nie erregt, so hast du sie noch nie so gesehen, wie sie in Wirklichkeit ist.

Denn sie beginnt damit, dir die Wahrheit zu sagen, die Wahrheit über dich selbst. Und zwar nicht irgend etwas, sondern eben das, was du nicht von dir weißt und was du nicht von dir wissen magst. Das aber erschreckt und schmerzt.

Unendlich verschieden sind die Worte, die Jesus zu uns spricht. Doch die „Stimme", der Ton, der Charakter ist stets derselbe: Es ist uns ein Stich in's Herz hinein. Vielleicht sagt er zu dir: Mit all deiner Rechtschaffenheit, mit deinem guten Herzen, mit deinem reinen Gewissen, mit deinen guten Thaten kannst du nicht vor dem Angesichte des heiligen Gottes bestehen. Oder zu dir: Mit dieser Sünde wirst du ewig verloren gehen. Oder zu dir: O du Blinder, der du nicht erkennen kannst, daß gerade das, worauf du dir soviel einbildest, in Wirklichkeit nichts als Erbärmlichkeit, Selbstsucht, Eigensinn, Heuchelei gewesen ist! Oder zu dir: Alle deine Besserungsversuche helfen dir nichts. Es muß eine radikale Umwandlung mit dir vorgehen, und die vermagst du nicht zu beschaffen. Oder zu dir: Mit all deinem eigenen Verstande, mit all deinem Wissen, deinem Forschen wirst du die Wahrheit, auf die allein alles ankommt, nimmermehr finden; nur ich kann sie dir geben, und ich gebe sie nur dem, der an sich selbst und seiner Klugheit völlig verzagt ist.

Immer ist Jesu Stimme zuerst verletzend. Immer kommt es darauf an, ob du dann, wenn sie dich trifft, soweit aus der Wahrheit bist, soweit die rettende Wahrheit liebst, daß du sie trotz ihrer Bitterkeit nicht zurückstößt, sondern sie annimmst, wie der Schwerkranke die bittere Arzenei, wenngleich mit Widerwillen und Schaudern, doch einnimmt.

Ein junger Mensch war fromm erzogen worden. Aber nach dem Tode seiner Eltern hatte er sich zügellos in die sündige Lust gestürzt. Nun glaubte er nichts mehr. Nun war die Lüge sein Lebenselement, darin er sich wohl fühlte wie die Unke im Sumpfe. Wenn nicht Jesu Stimme ihn berührte, so mußte er in der Lüge bleiben, daß er jetzt erst ein freier Mensch und seines Lebens froh

geworden sei. Zufällig fiel ihm einst ein Brief wieder in die Hände, den ihm vor langen Jahren seine Mutter geschrieben hatte. Das war Jesu Stimme. Das machte ihm möglich, der Wahrheit wieder das Herz zu öffnen. Jetzt war die Frage, ob er aus der Wahrheit oder aus der Unwahrheit sein wollte; ob er sich und dem Herrn eingestehen wollte, was er doch fühlte: Ich bin ein elender Mensch, geknebelt von der Sünde, ohne ewige Hoffnung. Er warf den Brief nicht unwillig oder verächtlich beiseite, er las ihn wieder und wieder, die Lüge, die dagegen anredete, niederkämpfend; er wehrte den bitteren Thränen nicht: Er war aus der Wahrheit und hörte darum auf Jesu Stimme.

Das sind die Entscheidungsstunden, da Wahrheit und Lüge, Himmel und Hölle sich um unsere Seele streiten. Solche Stunde erlebte Pilatus, da Jesus, die Wahrheit, zu ihm redete. Er aber rief: „Was ist Wahrheit!“ und „ging wieder hinaus“, fort von Jesu. Er wollte Jesu Stimme nicht hören. Um den leisen Widerhall, den diese Wahrheit in seinem Innern gefunden, als thörichte Anwandlung verachten zu können, half er sich mit der Ausrede, es gebe gar keine Wahrheit, nur verschiedene Ansichten, nur verschiedene Ringe, deren jeder von seinem Besitzer für den echten gehalten werde. In Wirklichkeit fühlte er, daß Jesus ihm die Wahrheit sagen wollte. Er wollte sie nicht hören. Denn er wußte, sie wäre ihm sehr bitter gewesen. O, hätte er auch nur einen Augenblick noch stille gehalten und auf Jesu Stimme gehört! Hätte er nicht trotzig gerufen, sondern auch nur neugierig gefragt: „Was ist Wahrheit?“ so würde er erkannt haben, daß es doch eine Wahrheit, wenigstens eine absolut sichere und unendlich wichtige Wahrheit gab, die Wahrheit: Pilatus, du bist ein sündiger und bist ein friedloser Mensch! Aber eben das will er nicht wissen, will er darum nicht hören. So kann ihm Jesus die Wahrheit und Freiheit nicht geben.

„Wer aus der Wahrheit ist!“ Man kann entgegengesetzt wie Pilatus reden, man kann die Wahrheitsliebe hoch preisen, man kann sich vor sich selbst und vor anderen damit brüsten, daß man nichts anderes suche als die Wahrheit, man kann Thränen darüber vergießen, daß man sie mit dem besten Willen und allem Forschen nicht zu finden vermöge; und kann doch die Wahrheit, die wirkliche Wahrheit, hassen.

„Der höret meine Stimme." Das Ansehen, das Jesus in der Christenheit genießt, ist doch noch immer so groß, daß sehr viele nicht den Mut gewinnen können, seine Autorität ganz zu verwerfen. So behaupten auch sie, seine Stimme zu hören. Aber sie hören sie nur soweit, als sie ihnen gefällt. Sie schneiden von seinen Reden alles das weg, was ihnen unsympathisch oder bitter ist, das Wunderbare oder das zu Ernste. Wie könnte er ihnen die Wahrheit geben?

„Der höret." Nicht von der Vergangenheit redet der Herr, sondern von der Gegenwart. Manche haben einmal auf seine Stimme gehört; aber als sie vernommen hatten: „Dir sind deine Sünden vergeben", da meinten sie, genug gehört zu haben und die Wahrheit zu besitzen. Von da an hörten sie nichts mehr. Aber bis zu der letzten Lebensstunde soll es fortgehen. Denn es gibt nicht einen Christen auf der ganzen Welt, dem Jesus nicht immer wieder die Wahrheit sagen müßte, vielleicht manche bittere Wahrheit. Du bist noch nicht oder bist nicht mehr aus der Wahrheit, wenn du nicht alles von ihm hören willst.

Wer heutzutage mit der Frage „Was ist Wahrheit?" in die Welt hinaustritt, der wird wie von allen Seiten mit schäumenden Sturzwellen überschüttet, daß ihm schier die Sinne vergehen möchten. Wenn wir gar der Jugend gedenken, die sich durch das tausendstimmige Getöse von Antworten durchfinden soll, so möchte uns wohl angst und bange werden. Aber nein, mitten in diesem wirren Lärm sehen wir die erhabene Gestalt Jesu Christi stehen, und hören ihn in stiller Majestät sagen: Ich bin ein König! Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll! Laß die Gefahr der Irreleitung noch so groß sein, — wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme! Im Blick auf ihn lassen wir die Sorge fahren und beten:

König Christus, herrsche, siege,
Daß alles bald dir unterliege,
Was lebt und webt in dieser Welt!
Amen.

III.

Erst fragen, dann wagen!

[7. Betrachtung: Der Glaube fragt, ehe er wagt.]

Matth. 14, 28. 29. Petrus aber antwortete ihm und sprach: Herr, bist du es, so heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser. Und er sprach: Komm her. Und Petrus trat aus dem Schiff und ging auf dem Wasser, daß er zu Jesu käme.

Der Glaube ist das Zentrum des Christentums. Wer von Christentum redet, der redet vom Glauben. Und doch, was für unglaubliche Antworten würde man zu hören bekommen, wenn man alle fragen wollte: Was heißt eigentlich „glauben"?

Nicht umsonst ist in der heiligen Schrift dem Glauben alles verheißen. Denn das Glauben ist das Großartigste, das Schwerste, das Gewaltigste, was sich nur erdenken läßt. Und — Millionen verachten das Glauben, als wäre es das Erbärmlichste, Leichteste, Nichtigste. Glauben ist die innerlichste, persönlichste That des einzelnen Menschen. Und — Millionen meinen, es bedeute soviel wie nachsprechen, was versprochen wird, die Augen schließen und „ja, ja" sagen. Glauben heißt in Wahrheit das anerkennen, dem zufallen, an das sich halten, was thatsächlich ist, was unwandelbar ist. Und — Millionen sind überzeugt, es sei eine Einbildung von dem, was nicht ist. So viele Jahrhunderte schon ist diese geistige Größe, das Glauben in der Welt da; so unzählig oft ist davon gepredigt worden; und — die Welt hat noch nicht einmal verstanden, was damit gemeint ist!

Ach, wenn nur alle, die sich selbst für gläubig halten, wirklich wüßten, was Glaube ist! Aber es ist unzweifelhaft, manche jammern über die ungläubige Welt und denken nicht daran, zu fragen, ob ihr eigener Glaube rein und untadelig ist, und doch ist er in Wahrheit eine traurige Mischung von Glauben und von menschlichen, sündlichen Zusätzen. Ja, nicht selten können sie gerade das

für echten, preiswürdigen Glauben halten, was vor Gott nichts als Mangel an Glauben, ja Unglaube ist.

Vor einer dieser Entstellungen möge Gottes Wort uns heute warnen! Es ruft den Glaubenden zu: **Erst fragen, dann wagen!** Denn der Glaube fragt, ehe er wagt; also ist es Unglaube, zu wagen, ohne zu fragen, oder zu fragen und nicht auf die Antwort zu hören.

Welch ein großartiger Augenblick! Eben haben die Jünger, von den wilden Wogen hin und her, auf und nieder geschleudert, die unbesiegbare Macht der Kräfte der Natur gefühlt; jetzt sehen sie ihren Herrn in königlicher Majestät über den Nacken dieser feindlichen Gewalten daherschreiten; sie fühlen, daß er über alle Mächte gebieten kann. Eben haben sie gezittert vor der schäumenden Flut oder sich in das unabwendbare Schicksal des nahen Todes zu ergeben versucht; jetzt hören sie Jesu sichere Stimme ihnen zurufen: „Seid getrost! Ich bins! Fürchtet euch nicht!“, und unaussprechliche, stolze Freude erfüllt sie, weil sie sich durch seine Allmacht vor allem Unheile geborgen wissen. Dem Petrus ist, als müsse er den frechen Wellen, die ihm solche Furcht eingejagt hatten, zu fühlen geben, daß er, der Jünger des Herrn über alles, sie nur verachte. Und hat nicht einst der Herr gesagt: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt?“ Und glaubt Petrus nicht in der That, daß seines Herrn Macht groß genug ist, ihn auch auf dem wogenden Wasser wie auf gebahntem, festem Wege gehen zu lassen? Sollte er es denn nicht wagen im Glauben? Er schwingt sich kühn auf den Rand des Schiffes, — hätte er es gewagt, es wäre kein Glaube gewesen.

Aber war es denn nicht Wahrheit, was er glaubte? Konnte der Herr ihn nicht vor dem Versinken in die Tiefe bewahren? Gewiß! Aber hätte er es darauf gewagt, so hätten die Wellen ihn verschlungen. Denn ein Glaube, der nur weiß, daß der Herr kann, nicht aber wissen will, ob der Herr auch will, ist kein Glaube, sondern Frechheit gegen den Herrn. Der Glaube fragt, ehe er wagt.

„Herr, bist du es“, so ruft Petrus über das Wasser hin gegen den Sturmwind an, „so heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser.“ Und dann wartet er, wartet schweigend und unthätig, bis der

Herr geantwortet hat, bis er klar und deutlich gehört hat, was in diesem speziellen Falle der Herr *will*, so daß alle Ungewißheit ausgeschlossen ist. Nicht eher, als bis er die alles Mißverständnis ausschließende, bündige Antwort „Komm her!" vernommen hat, tritt er aus dem Schiffe, nicht eher wagt er es, auf das Wasser sich zu stellen. „Und ging auf dem Wasser." Bewundert den *Mut* des Glaubens, der soviel wagt! Bewundert aber auch die *Demut* des Glaubens, die vorher fragt!

Es ist etwas Herrliches um den Glauben. Denn glauben heißt felsenfest sein Vertrauen auf den Herrn setzen. Es kann nichts geben, was das Herz mit solcher stolzen Freude erfüllte, was den kleinen Menschen so groß machte, was den schwachen Menschen mit solcher Stärke erfüllte, nichts, was ihm solches Selbstbewußtsein verliehe wie dieses Trauen und Bauen auf den Herrn. Es hebt ihn gleichsam hoch empor aus dem Staube, daß er sich über alle sichtbaren Kräfte und feindlichen Gewalten erhaben weiß und in kühnem Trotze singt: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich; so oft ich ruf' und bete, weicht alles hinter sich. Hab ich das Haupt zum Freunde und bin geliebt bei Gott, was kann mir thun der Feinde und Widersacher Spott'!" „Du hast uns zu *Königen* gemacht", so frohlocken in der Schrift die, welche glauben gelernt haben; zu Königen, die von nichts mehr sich beherrscht wissen, keiner Macht mehr unterworfen sind, denen vielmehr alles „dienen" muß, so wahr alles dem Gott dienen muß, auf den sie vertrauen.

Aber ist es wirkliches, nicht eingebildetes, sondern wahrhaftes Vertrauen auf den Herrn, so ist es zugleich die allertiefste Demut. Es ist ja *der Herr*, auf den wir bauen. Und ein *Herr* will bei allem *gefragt* sein. Nie wird der Herr aller Herren zugeben, daß die Rollen getauscht werden, daß du wie ein Herr bestimmen dürftest, er wie ein Diener auszuführen hätte. Ja, er *will* uns helfen, will uns dienen; aber nicht wie ein Knecht, sondern wie ein Herr. Ja, seine Macht steht uns zur *Verfügung*, aber sie steht nicht zu *unserer* Verfügung. *Sein* Wille verfügt darüber zu unserem Besten. Es läßt sich seine Macht nicht trennen von seinem Willen, daß du seine Macht auch ohne oder gar gegen seinen Willen benutzen könntest. Es ist wie ein Raubanfall auf Gott, wenn

man zu irgend etwas seine Allmacht haben will, ohne zu wissen, ob er sie dazu hergeben will. Und er duldet keinen Raub. Darum läßt sich auch das Vertrauen auf seine Hilfe nimmermehr von dem Vertrauen auf seinen weisen Willen isolieren. Es ist kein Glaube, auf des Herrn Beistand zu bauen, wenn man nicht gewiß weiß, daß er in diesem speziellen Fall uns beistehen will. Darum kann der Glaube nichts wagen, ohne vorher den Herrn zu fragen.

Wo auch in der heiligen Schrift du danach suchen magst, sie bezeugt dir diese Wahrheit immer wieder. „Der Vater der Gläubigen" ist Abraham geheißen. Er war der festen Zuversicht, daß Gott ihn, den Kinderlosen, zu einem großen Volke machen und diesem das Land Kanaan geben werde. Aber nicht eher hat er so auf Gottes Wundermacht vertraut, als bis er das als den Willen Gottes sicher wußte, als bis er klar und deutlich gehört hatte: „Ich will dich zum großen Volk machen" und „deinem Samen will ich dies Land geben" (1. Mose 12, 2. 7).

„Siehe, unser Gott, den wir ehren, kann uns wohl erretten aus dem glühenden Ofen", so sprachen jene drei Männer zu dem mit dem Feuertode drohenden Könige Nebukadnezar. Aber trotz dieser großartigen Gewißheit vertrauten sie noch nicht darauf, daß er so thun werde. Sondern sie fuhren fort: „Und wenn er es nicht thun will, so sollst du dennoch wissen, daß wir deine Götter nicht ehren" (Daniel 3, 17. 18).

Da kommt der Aussätzige zum Herrn und spricht: „Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen" (Matth. 8, 2). Die Jünger Christi müssen das Unerhörte erleben, daß die Samariter dem Sohne Gottes und ihnen das Nachtquartier verweigern, nur weil er nach Jerusalem reist. Sie fühlen, welch ein unsagbarer Frevel das ist. Sie sind in ihrem starken Glauben gewiß, daß sie Feuer vom Himmel auf diesen Ort fallen lassen können, wie einst Elias that. Aber sie wagen es nicht zu thun, ohne vorher gefragt zu haben: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie" (Luk. 9, 54).

Aber wenn wir auch all dieses nicht kennten, ist denn nicht schon das Eine uns völlig genug, was wir von ihm selber lesen, unserm Heilande, da er, seinen Brüdern in allen Dingen gleich geworden, im festen, starken Glauben zu seinem Vater betet: „Abba,

es ist dir alles möglich; überhebe mich dieses Kelches", aber nicht ohne hinzuzufügen: „Doch nicht, was ich will, sondern was du willst" (Mark. 14, 36)? Er selbst will nicht wagen, des Vaters Macht in Anspruch zu nehmen, ohne zu fragen, ob es auch des Vaters Wille ist. Er, der mit Gott Gemeinschaft hatte, wie niemals ein anderer! Er fragt! Und wir wollten des demütigen Fragens überhoben sein? Gott bewahre uns gnädig vor solchem Hochmute, vor solchem eingebildeten Glauben, vor solchem Unglauben!

[8. Betrachtung: Wagen, ohne zu fragen.]

„Bist du es, Herr, so heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser", so spricht Petrus. So nahe sich auch Jesus zu seinen Jüngern gestellt hat, doch ist er ihr Herr geblieben, und Petrus ehrt und scheut ihn als den Herrn. Darum will er nichts thun, wenn nicht der Herr es heißt, es gebietet. Nicht um Erlaubnis bittet er. Ihm kommt es schon respektwidrig vor, wenn er etwas nur von dem Herrn Gestattetes thut. Wenn der Herr es nicht so positiv will, daß er es gebietet, so will Petrus es auch nicht. Das ist echter Glaube. Wo aber sollen wir anfangen, wo aufhören, wenn wir die Entstellungen dieses reinen Glaubens uns vorführen wollen!

„Im Glauben will ich es wagen", so etwa schrieb mir vor einigen Jahren ein armer Handwerker, der unaufhörlich mit schweren Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. „Das Vertrauen auf den Herrn wird mich nicht zu schanden werden lassen. Warum sollte er mir es nicht möglich machen können, daß mein Sohn ein Diener des göttlichen Wortes werde? Weg' hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht." Dann hat er sich und den Seinen ein paar Jahre hindurch das Brot vom Munde abgespart, um die Großthat seines Glaubens auszuführen. Das Ende ist gewesen, daß er es wieder hat aufgeben müssen und unter den Schulden, die es ihm gebracht hat, bitter seufzen muß. „Ich habe erkennen müssen, daß der Herr es nicht gewollt hat", so urteilt er nun. Also war es kein Glaube, wenn er damals überzeugt war, der Herr habe seinen

Sohn zum Prediger bestimmt. Denn der Glaube kann nicht zu schanden werden, so wahr er sich auf den allmächtigen Gott gründet und dieser Grund nicht wanken kann.

Doch so tief eingewurzelt ist heute bei vielen Christen diese Verirrung hinsichtlich des Glaubens, daß du möglicherweise sagen wirst: Wäre dieser Vater nur nicht in seinem Glauben schwankend geworden, hätte er im blinden Vertrauen zu des Herrn Macht ausgeharrt, so würde ihm doch noch geschehen sein nach seinem Glauben. Aber nein, es hat sich herausgestellt, daß es unmöglich war, aus dem Knaben einen Pastor zu machen. Und wenn der Vater nicht länger dagegen seine Augen verschloß, so war dies ein Beweis davon, daß er wirklichen Glauben hatte, der nur eine Weile durch ungesunde Schriften in die Irre geführt worden war.

Ein junger Theologe war schwer erkrankt. Er mußte in ein Bad reisen. Endlich trat etwas Besserung ein. Der Arzt entließ ihn mit der strengen Mahnung, noch eine Zeitlang sich vollständige Schonung und Ruhe zu gönnen, sonst werde es bald mit ihm zu Ende gehen. Er aber kehrte zurück mit „dem Glauben", wie er es nannte, mit dem Glauben, der Herr könne ihn auch in der Arbeit am Leben erhalten, darauf müsse er es wagen. Sein Vater, seine Mutter, seine Bekannten baten ihn flehentlich, doch aus Liebe zu ihnen sich zu schonen; sie wollten ihn pflegen, bis er gesund geworden sei. Doch er behauptete, im Glauben gewiß geworden zu sein, daß die Arbeit ihm nicht schaden werde. Er wirkte wieder wie früher. Und wenn der schneidende Ostwind über die Ebene dahinbrauste, er wirkte weiter. Eine kleine Weile noch, dann haben sie ihn begraben müssen. Und dann hat es solche gegeben, die seinen Glauben hoch priesen, diesen vermeintlichen Glauben, der nicht demütig den Herrn allein bestimmen lassen wollte, sondern über Gottes Wundermacht frei verfügen zu können sich einbildete. Hat denn nicht der Ausgang unwidersprechlich bewiesen, daß er traurig irre gegangen war?

Nur der Glaube kann recht beten. Aber wie viele Gebete mögen zum Himmel hinaufzudringen suchen, die für großartige Glaubensgebete gehalten werden und doch, recht besehen, eine Auflehnung gegen den Herrn sind, Beweise, daß es an dem wahren Vertrauen zu dem Herrn noch völlig fehlt! O gewiß, wir dürfen ihm alles,

alles sagen, was uns bewegt. Wir dürfen ihn um alles, alles bitten, was wir uns wünschen, und wäre es das Allergrößeste, und wäre es das Allerkleinlichste. Ja, wenn wir recht zu dem Herrn stehen, können wir gar nicht anders als ihm alles vortragen, was unser Herz beschäftigt. Und gewiß dürfen und sollen wir wissen, daß ihm kein Ding unmöglich ist. Wir sollen auch nicht zweifeln, daß kein wahrhaft gläubiges Gebet umsonst ist. Aber wir sollen auch wissen, daß jedes wahrhaft gläubige Gebet ein Fragen in sich schließt: „Herr, ist es möglich? Ist es nicht gegen deinen Willen? Dein Wille geschehe!“ Das erst ist wirkliches Vertrauen auf den Herrn, Vertrauen auf seinen guten und gnädigen Willen.

Wer da meint, mit dem Gebete eine Macht zu besitzen, mit der man Gott bezwingen könne, etwas erzwingen könne, was Gott nicht will, der weiß nicht, was Glaube und was Gebet ist.

Wohl beruft man sich für solche Emanzipation auf Bibelstellen. Besonders beliebt ist bei solchen Christen jene herrliche Geschichte von dem Gebetskampfe Jakobs an der Furt Jabock mit dem Worte des Herrn: „Du hast mit Gott gekämpfet und bist obgelegen“ (1. Mose 32, 28). Aber soll das wirklich besagen, Jakob habe den Herrn zu etwas gezwungen, was der Herr nicht gewollt habe? Wozu zwang er ihn denn? „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“, so betete Jakob. Will denn etwa Gott nicht segnen, die seines Segens begehren? Nein, wenn Jakob das Gegenteil gefordert, wenn er von dem Herrn verlangt hätte, daß er ihn nicht segnen, sondern verwerfen solle, das wäre ein Versuch, Gott zu zwingen, gewesen. Eben darum und nur darum darf Jakob in fester Glaubenszuversicht um des Herrn Segen flehen und sich nicht durch die scheinbare Verweigerung beirren lassen, weil er weiß, aus des Herrn eigenen Worten (1. Mos. 28, 15) absolut sicher weiß, daß ihn der Herr segnen will. Nur freilich will er das jetzt nicht eher, als bis Jakob seine völlige Unwürdigkeit erkannt und gegen dieses Sündenbewußtsein an um den unverdienten Segen gerungen hat. So ist Jakobs Glaube eben darum echter Glaube, weil er sich auf ein klares Wort des Herrn gründet, weil er den Willen des Herrn schon kennt. Bei ihm ist ein ausdrückliches Fragen überflüssig, weil der Herr es schon selbst gesagt hat. Wagen ohne zu fragen, dürfen wir nur dann, wenn der Herr die

Antwort auf unsere Frage schon vorher ein für allemal unmißverständlich erteilt hat.

Du antwortest: Aber wir haben doch das ausdrückliche Wort des Herrn: „Alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, so werdet ihr es empfangen" (Matth. 21, 22). Wenn ich darauf bauend bete, so brauche ich eben nicht erst vorher zu fragen, ob er es geben will. Er hat ja mit jenem Worte längst auf solche Frage geantwortet.

Wie? Hast du wirklich den Mut, alles, was sonst noch über Glauben und Gebet in der Schrift gesagt ist, zu ignorieren, als wenn dieser Spruch der einzige in der Bibel wäre? Ist es wirklich dein Ernst, daß du beten kannst, um was du willst, und daß Gott das geben muß? Warum betest du denn nicht etwa darum, daß heute noch alle Krankheiten auf ewig abgethan werden, oder daß morgen alle Menschen sich bekehren, oder daß übermorgen der jüngste Tag komme? Du glaubst selber nicht, daß in diesem Worte des Herrn das steht, was du darin zu lesen behauptest. Und freilich steht das auch nicht in dem Worte. Du hast nur einen Satz darin überschlagen oder falsch erklärt: „So ihr glaubet". Das bedeutet nun einmal nicht: „So ihr euch das fest einbildet oder einredet". Glauben ist das Gegenteil von Einbildung. Glauben kannst du nur das, was des Herrn Wille ist. „So ihr glaubet" heißt nichts anderes als: So ihr gewiß seid, daß Gott es will und kann. Damit ist dem „alles" von dem Herrn seine Grenze gesetzt, daß du bei allem, um das du bitten möchtest, zuerst fragest, ob du darum im Glauben beten kannst.

Und was alles meint man durch „Glauben" und Gebet von Gott erzwingen zu können! Da will jemand die Geheimnisse der Offenbarung Johannis ergründen und eine neue Erklärung dieses Buches liefern. Er betet, wie er es nennt, „im Glauben," daß Gott ihm erleuchtete Augen des Verständnisses geben wolle. Und nun zweifelt er nicht daran, daß ihm der Schlüssel zu diesem dunklen Buche gegeben sei, und teilt der Welt mit, was ihm geoffenbart sei. Alle Thorheiten, die er drucken läßt, machen ihn nicht irre. Gott hat ja verheißen, gläubige Gebete zu erhören; also muß ihn Gott himmlisch erleuchtet haben. Der wahre Glaube aber fragt vorher, ob der Herr ihm verleihen wolle, was er bisher den gelehrtesten

und erleuchtetsten Frommen versagt hatte, fragt, ob der Herr dazu einen Grund haben könne, fragt, ob es nicht vielleicht des Herrn Wille sei, daß erst in einer zukünftigen Zeit, wenn die Christenheit dessen bedarf, die Siegel dieses Buches aufgethan werden sollen.

Oder es gibt Christen, die behaupten, wer nur starken Glauben habe, brauche nie mehr krank zu sein. Mich wundert, daß sie nicht auch sagen, der brauche nie mehr Speise und Trank zu sich zu nehmen, der könne auch im Wintersfrost unbekleidet gehen, der brauche nicht mehr zu schlafen.

„Werdet doch einmal recht nüchtern!" mahnt die Schrift (1. Kor. 15, 34). Es ist eine traurige Nüchternheit, nichts von des Glaubens Herrlichkeit zu wissen. Eine rechte Nüchternheit aber ist es, den Glauben rein zu erhalten von allem Rausch und aller Schwärmerei, daß er nie des demütigen Fragens sich überhoben achtet.

[9. Betrachtung: Fragen, aber nicht auf die Antwort hören.]

Es ist staunenswert, was für Schleichwege der Mensch aufzufinden weiß, wenn ihm der von dem Herrn vorgezeichnete Weg nicht gefällt! Man kann erkannt haben, daß kein Glaube ohne die Demut sein kann, die allewege den Herrn um seinen Willen fragt. So fragt man ihn, aber — wie viele Christen sind jenen Kindern gleich, die ihre Mutter fragen, ob sie dürfen, und ehe sie noch eine klare Antwort erhalten haben, thun sie schon, was sie gern wollen, und meinen, recht artig gewesen zu sein, da sie doch gefragt haben. Wie viele Christen fürchten, der Herr könnte „nein" sagen, darum warten sie die Antwort nicht ab.

Sie sind nicht dem Petrus auf dem Meere gleich, sondern dem Petrus in der Nacht am Ölberge. Da fragte er wohl, wie sich's gebührt: „Herr, sollen wir mit dem Schwerte dreinschlagen?" Und dieses Fragen ist gerade darum so musterhaft, weil er in seinem „Glauben" völlig gewiß war, mit Gottes Hilfe könnten sie, die wenigen Jünger, alle diese Feinde aus dem Felde schlagen, und sicherlich wolle Jesus nicht von diesen gefangen genommen werden. Er fragte; aber ehe noch der Herr geantwortet hatte, zog er sein

Schwert und schlug nach dem Kopfe des hohepriesterlichen Knechtes. Daß er fragt, ist öffentliche Anerkennung Jesu Christi als des Herrn, der allein zu bestimmen hat; daß er die Antwort nicht abwartet, ist Erhebung der eigenen Person neben und über den Herrn. Das ist das bloße „Herr, Herr Sagen".

Was aber hat er damit angerichtet? Er hieb gleichsam mit dem Schwerte seines Eigendünkels in den heiligen Gotteswillen hinein und hätte diesen beinahe vernichtet. Wenn nicht sein Unverstand durch den Herrn wieder gut gemacht und der verwundete Knecht geheilt worden wäre, so hätte Petrus aus der heiligen, anbetungswürdigen Passionsgeschichte eine blutige Schlägerei gemacht. Und doch war es für ihn so leicht, des Herrn Willen zu erfahren. Nur eine halbe Minute brauchte er zu warten, so wußte er ihn. Nein, nicht darum handeln wir so oft im „Glauben", ohne von dem Herrn gehört zu haben, was er will, weil es zu schwer ist, von ihm Antwort zu bekommen. Auch wenn es noch so einfach ist, können wir eigenmächtig zufahren, falls wir nicht zittern vor der Möglichkeit, etwas ohne des Herrn Genehmigung zu thun. Wer aber in wahrer, demütiger Ehrfurcht zu des Herrn Willen aufschaut, der wird nötigenfalls sehr lange warten, so lange bis er klare Antwort auf seine Frage bekommen hat.

Aber, sagst du, es ist doch für mich so schwer, auf mein Fragen Antwort zu finden. O wie beneide ich die Jünger, die den Herrn vor sich stehen sahen und einfach von ihm hören konnten, was sie thun sollten! Wie oft habe ich im Gebete gefragt, aber schließlich mußte ich doch selbst zu finden suchen, was das Richtige sei.

Und dann meinst du, der Herr habe dir nicht geantwortet? Was verlangst du denn eigentlich von ihm? Was verstehst du unter einer Antwort Gottes? Soll er vom Himmel her dir etwas zurufen? Soll er dir beständig Engel senden, die dir seinen Willen sagen müssen? O nein! Er verlangt, du sollst selbst suchen und finden, was er will, und nichts anderes finden wollen, als was er will: Das ist das Fragen. Dann macht er dir möglich, es zu finden: Das ist das Antworten. „Suchet, so werdet ihr finden"; nur suchet so, daß ihr zugleich „bittet, so wird euch gegeben", daß ihr's finden könnt.

Gewiß kannst du, zumal wenn du noch Anfänger im Christentum

bist, auch einmal irre gehen. Aber das soll dir eine gesegnete Schule sein, daß du das nächste Mal schon besser das Richtige findest. Nur ganz kleinen Kindern sagt die Mutter direkt alles, was sie thun sollen. Je größer sie werden, desto mehr sollen sie selbst finden lernen, was die Mutter will. Und wenn sie nur ernstlich fragen, was die Mutter wolle, so wird das, was diese ihnen früher direkt gesagt hat, schon klar die Antwort geben. Nur so kommt es zu dem „Wachsen" und „Zunehmen", woran so unendlich viel gelegen ist, daß man mehr und mehr „verständig werde, was da sei des Herrn Wille" (Epheser 5, 17). Es ist noch besser, du gehst hundertmal irre, als daß du ewig ein unmündiges, unverständiges Kind bleibst. Denn das Irregehen kann dich demütig und himmlisch weise machen.

Aber freilich sollst du nicht falsche Wege einschlagen. Darum sollst du lernen, des Herrn Willen in allen Lagen zu finden. Und darum sollst du allezeit ihn fragen und suchen, bis du Antwort hast. In dem, was der Herr früher gesagt hat, ist sie zu finden.

Zwei Bücher hat er dir gegeben, darin du studieren mußt, wie man in einem Reisehandbuch oder auf einer Landkarte nach dem rechten Wege sucht. Er hat dir sein heiliges Wort gegeben, und er hat dein Leben und deine Verhältnisse so gestaltet, wie sie sind. Wer mit Ernst und Fleiß in diesen beiden Urkunden forscht, der wird darin an allen Scheidewegen Antwort finden.

Aber wie wenige Christen wird es geben, die die heilige Schrift mit der beständigen Frage: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" gründlich studieren! Wie viele wollen nur allerlei neue Lehren darin finden oder Aufschluß über diese und jene Frage der Neugier oder Bestätigung ihrer selbsterdachten falschen Anschauungen! Und wenn man sich in Unsicherheit über das, was nun das Rechte ist, befindet, wie wenige gehen dann demütig fragend in die heilige Schrift hinein, um zu finden, welches Wort gerade jetzt das ihnen geltende ist! Und doch hat jener sicher richtig geurteilt, der da meinte: Es steht alles und es stehen alle in der Schrift.

Einem frommen jungen Mädchen war ein Heiratsantrag gemacht. Ihre Freundinnen wunderten sich, daß sie noch schwanken könne, denn dieser Mann war sehr reich, und sie war arm. Er

war aber auch ein völlig ungläubiger Mensch, schlimmer als ein Heide, weil er das Christentum genau kannte und darum eben es haßte. Wie jammerte sie, daß es ihr so schwer werde, die richtige Entscheidung zu treffen! Wie dringend betete sie, der Herr wolle ihr das Rechte zeigen! Endlich meinte sie gewiß zu sein. Hatte sie doch „im Glauben" gebetet, und war ihr doch nun der Gedanke gekommen, der Herr wolle es, damit sie den ungläubigen Mann bekehre und selig mache. Ach, hätte sie nur dort gefragt, wo der Herr antworten will, und so lange gesucht, bis sie dort klare Weisung erhalten hätte! Sie steht ja seit vielen Jahrhunderten schon da: 1. Korinther 7 Vers 16: „Was weißt du aber, ob du den Mann werdest selig machen?"

Nur vergiß nicht, ruhig zu warten, bis du die ganze Antwort gehört hast! Jene Kinder fragten ihre krankliegende Mutter, ob sie bei dem schönen Wetter im Garten spielen dürften. Die Mutter erwiderte: „Ja" — da stürmten die Kinder jubelnd die Treppe hinab und hörten nichts mehr davon, daß die Mutter den Satz vollendend fortfuhr: „aber zuerst müßt ihr alle eure Schularbeiten fertig haben". Wie mancher gibt sich mit einer halben Antwort aus Gottes Wort zufrieden, und doch würde die ganze Antwort ungefähr das Gegenteil von dem sagen, was er aus der halben heraushört! An die hohen Verheißungen, die dem gläubigen Gebete gegeben sind, hält man sich und überhört alle Worte, die näher bestimmen, wann allein ein Gebet gläubig ist. Auf die in der Schrift berichteten Gebetserhörungen stützt man sich, will aber nicht beachten, daß z. B. Paulus trotz mehrmaligen Flehens nicht von dem „Satansengel" befreit wurde und nicht seinen Schüler Trophimus gesund betete, sondern ihn krank in Milet zurückließ (2. Timoth. 4, 20).

Das andere Buch, darin wir forschen sollen, ist unser Leben. Unendlich oft, wenn wir vorwärts schauend nicht wissen, was Gott von uns will, brauchen wir nur rückwärts zu blicken, um es zu finden. Wie konnte jene Frau, die so viele Jahre vergebens den Herrn um ein Kind gebeten hatte, so lange schwanken, was sie zu thun habe, als sie gefragt wurde, ob sie nicht ein kleines Mädchen, dessen Eltern plötzlich gestorben waren und das keine anderen Verwandten mehr hatte, aufnehmen wolle? Wie konnte jener Hand-

werker nur darüber ungewiß sein, ob er seinen Sohn studieren lassen solle, wenn er doch die dazu erforderlichen Mittel weder besaß noch auch zu erlangen wußte? Wie kann man noch erst eine besondere Antwort von Gott verlangen, ob man trotz der Krankheit weiter arbeiten oder aber sich schonen soll, da doch die Krankheit schon Gottes Antwort ist?

Anstatt Gottes wirkliche Antwort zu hören, erdichtet man sich eine andere Weise. Durch eine geheime Einsprache in unserem Innern soll er uns Weisungen geben. Einer inneren Stimme will man folgen. Aber wie willst du entscheiden, ob dir das dein eigenes Herz sagt oder Gottes Geist? Ist dein Hochmut so entsetzlich groß, daß du über solche Selbsttäuschung erhaben zu sein meinst? Soll von deinem Herzen nicht mehr gelten: „Es ist aber das Herz ein trotziges und verzagtes Ding"? Sollte der gnädige, treue Gott, der uns lehren will, was recht ist, auf einen so trügerischen Lehrmeister uns angewiesen haben, wie es eine Stimme in unserem Herzen sein würde? Ja, wir sollen seine Stimme hören, aber nicht geheimnisvoll verborgen in unserem Innern erschallend, sondern klar und offenbar in seinem Wort und in seinen Führungen. Und der wahre Glaube wartet geduldig, bis er daselbst bestimmte Antwort gefunden hat, und gebietet allen inneren Stimmen Schweigen.

Woher aber diese Verirrung des Glaubens, von der wir geredet haben? Allein aus dem natürlichen Hochmute, der sich auf dem neuen Grund und Boden, den man mit der Bekehrung betreten hat, auf dem Boden des Glaubens wieder eingenistet hat. Es ist der alte Mensch, der nur ein neues Kleid angezogen hat. Darum sind auch alle Vorstellungen und Belehrungen fruchtlos, solange nicht wahre, tiefe Demut ins Herz gezogen ist, Demut, die voll Verlangen betet:

Hilf der verirrten Seele,
Daß sie zum Licht dich wähle,
Bei dir von Wahn und Sünde
Die wahre Freiheit finde!
Ich bin verloren ohne dich,
Mein Heiland, rein'ge mich!
Amen.

IV.

Freuet euch in dem Herrn!

[10. Betrachtung: In dem Herrn darfst du dich freuen.]

Phil. 4, 4. Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: Freuet euch!

Schon einmal in diesem Brief an die Philipper hatte der Apostel geschrieben: „Weiter, liebe Brüder, freuet euch in dem Herrn" (3, 1). Er wiederholt es zum zweiten und zum drittenmal. Ja, vielleicht müßte man seine Worte noch genauer übersetzen: „Immer wieder werde ich sagen: Freuet euch!" Für so wichtig hält er diese Mahnung, daß er nicht müde werden wird, sie immer neu einzuschärfen, bis ihr Folge geleistet ist. Als fehlte in der Krone des Glaubens ein strahlender Edelstein, wenn die Freude fehlte.

Hast du schon erkannt, daß ein Christentum ohne Freude ein Stern ohne Licht ist, eine Feuer ohne Wärme, eine Pflanze ohne Leben? Ja, **freuet euch** ruft der Apostel. Denn in dem Herrn dürft und sollt und könnt ihr euch freuen.

Nicht ohne guten Grund mahnt er immer wieder. Denn es hat Christen gegeben und gibt sie noch, die da meinen, das sei ein Kennzeichen der gottlosen Welt, daß sie ihr Leben in Freuden verbringen wolle, gleich jenem reichen Manne, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte, bis er in der Hölle und in der Qual war; für wahre Christen aber gezieme sich Ernst und Traurigkeit. Sie haben immer wieder darauf hingewiesen, daß von dem Herrn Jesu wohl dreimal berichtet werde, er habe geweint, niemals aber, daß er gelacht habe. Das sollte unser Vorbild sein. Die Freude sollte für den Christen erst in der seligen Ewigkeit anheben.

Wie ist es nur möglich gewesen, daß Christen, die der heiligen Schrift folgen wollten, so jämmerlich irre gehen konnten? Jener Feind des Christentums, Ernst Renan, hat doch offene Augen gehabt, um zu sehen, daß in keinen anderen Schriften aller Zeiten

so oft das Wort „Freude" vorkomme wie in der Bibel. Nun gar in dem Neuen Testamente! Da die ersten Strahlen der Morgenröte den Anbruch des Tages des Heils anzeigen, da von dem Engel die Geburt Johannis des Täufers angekündigt wird, hören wir schon den Freudenton: „Du wirst des Freude und Wonne haben, und viele werden sich seiner Geburt freuen". Und als die Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen, der Heiland geboren ist, predigt der Engel von „großer Freude, die allem Volk widerfahren soll". Der Herr selbst ermahnt seine Jünger immer wieder: „Freuet euch" und „eure Freude soll niemand von euch nehmen". Sie aber rufen und schreiben es in alle Welt hinaus: „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede". Mag nun der Herr, da er auf Erden wandelte, gelacht haben oder nicht, — das wird zufällig nicht berichtet in den Evangelien —, gefreut hat er sich jedenfalls. Ist doch bei ihm, der nie aus bloßer Pflicht, sondern von seinem Herzen getrieben betete, jeder Dank, den er seinem Vater aussprach, ein Beweis seiner Freude, auch der Dank für Speise und Trank, die er genoß. Hat er sich doch auch gefreut an der Schönheit der Lilien auf dem Felde, deren Pracht alle Herrlichkeit der Bekleidung Salomos in seinen Augen überstrahlte. Redet er doch mehr als einmal von seiner Freude und sagt seinen Jüngern, das sei sein Wille, daß seine Freude in ihnen bleibe und nach dem Maße seiner Freude auch ihre Freude eine vollkommene werde (Joh. 15, 11). So gehört Freude zum unveräußerlichen Wesen des Christentums.

Aber wo bleiben dann all die anderen Worte des Neuen Testaments, die das Gegenteil fordern? Jenes Wort des Herrn: „Wehe euch, die ihr hier lacht, denn ihr werdet weinen und heulen" (Luk. 6, 25) und das Wort des Jakobus: „Euer Lachen verkehre sich in Weinen und eure Freude in Traurigkeit" (Jak. 4, 9)? Soll etwa die Sünderin nicht mehr uns Vorbild sein, die Jesu Füße netzte mit ihren Thränen", oder Petrus, „der hinausging und weinte bitterlich"? Verlangt nicht sogar derselbe Paulus, der so oft zur Freude ermahnt, auch „göttliche Traurigkeit" von uns (2. Korinth. 7, 10)?

O gewiß; aber das alles ist nicht das Wesen des Christentums; das alles liegt auf dem Wege vor dem eigentlichen Christentum. Oder will der Arzt dem Kranken Schmerzen bereiten? Will

er ihn nicht vielmehr gesund und fröhlich machen? Und doch thut er ihm so weh und schneidet erbarmungslos in das Geschwür hinein, daß der Kranke laut aufschreit. Dieser Schmerz ist nur der unumgängliche Weg zur Freiheit von Schmerzen. Der Arzt macht weinen, damit der Kranke sich wieder seines Lebens freuen könne.

Alle Forderungen der Schrift, die da düster lauten, sind nur als Vorbedingung, als notwendiger Weg zu voller Freude gemeint. Froh will Gott uns machen; das ist sein „eigentliches Thun", wie Luther es genannt hat. Daß er uns traurig zu machen sucht, ist, mit Luther zu reden, „ein ihm fremdes Thun". Aber er thut es deshalb, einzig deshalb, weil wir nicht anders froh werden können. Nur auf dem Wege, der „Christ werden" heißt, wartet die Traurigkeit als unsere zeitweilige Begleiterin; am Ziele, das „Christ sein" heißt, steht die Freude als unsere ewige Königin.

Wie kann man denn meinen, das sei der Unterschied zwischen der Welt und dem gläubigen Christen, daß die Welt sich freue, der Christ aber nicht? Nein, gerade umgekehrt soll es sein. Gottes Wille ist, daß die Welt weine, der Christ sich freue. „Freuet euch in dem Herrn!" Nur der Mensch, der den Herrn Jesum Christum zu seinem Herrn hat, darf sich freuen. O, Gott will, daß alle, alle dahin kommen, sich ewiglich zu freuen. Aber eben darum will er, daß sie noch nicht sich freuen, solange sie noch keine Berechtigung zur Freude haben. Eben darum zerschlägt er ihnen so oft ihre Freude und macht sie trauern und weinen. Und wenn er ihnen Freude bereitet, wenn er ihnen Leben und Gesundheit und Glück und Sonnenschein schenkt, — ach, er thut es nicht deshalb, damit sie sich einmal freuen. Nein, er möchte sie damit weinen machen, um sie dann zur wahren Freude zu führen. Warum sendet jener Vater seinem Sohne, der in Ungehorsam und Trotz das Elternhaus verlassen hat und nun in der Fremde bittere Not leidet, eine Summe Geldes? Will er nichts weiter, als daß der Sohn sich einmal freue? O, er hat höhere Absichten. Er möchte dem Verirrten zeigen, wie unsinnig und schmählich er gehandelt hat. Er möchte dem Sohne Thränen der Scham und Reue entlocken, damit er in sich schlage und sage: Ich habe gesündigt; ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen! Bitterer Schmerz würde es für den Vater sein, wenn er mit seiner Güte nur Freude

bei dem Sohne erzielte, wenn dieser das Geld nur zu ein paar lustigen Tagen verwendete. So ist alle Freude der Menschen, die noch nicht Gottes treue Kinder geworden sind, wenn sie nicht zu einer Trauer führt, ein Unrecht gegen ihn, eine Durchkreuzung seiner Pläne, eine Beleidigung für ihn.

Wer aber im Glauben Christum zu seinem Herrn und damit Gott zu seinem Vater bekommen hat, der darf sich freuen. Und wenn noch so viele und harte Schicksalsschläge ihn träfen, daß ihm selbst zu Mute wäre, als verlangte jetzt Gott von ihm nur Weinen und Klagen, — er darf sich dennoch freuen. Wohl ist es furchtbare Frechheit gegen den Vater, wenn ein ungehorsamer Knabe nicht darüber traurig sein will, daß sein Vater ihn geschlagen hat, sondern dazu lacht. Aber wenn er ganz bestimmt weiß, daß sein Vater nichts von Zorn, sondern nur große Liebe zu ihm fühlt, dann darf er sich freuen, auch wenn der Vater etwas thut, was wie Unfreundlichkeit aussieht. Es ist direkte Empörung gegen Gott, wenn wir es nicht fühlen wollen, daß er uns züchtigt; wenn wir uns dagegen hart machen, es abzuschütteln suchen, uns trotzdem freuen wollen. Aber wer „in dem Herrn" ist, wer auf Christum seine Zuversicht setzt, der weiß, daß Gott nichts mehr von Zorn gegen ihn fühlt, auch wenn es so scheinen könnte. Der darf sich „allewege" freuen.

O seliges Vorrecht! In dieser Welt der Sünde und des Elends sich freuen zu dürfen allewege!

[11. Betrachtung: In dem Herrn sollst du dich freuen.]

Eifersüchtig wahrt jeder seine Privilegien. Auch wenn damit Pflichten verbunden sind, gibt man seine Vorrechte doch nicht gerne preis. Wie wenig aber machen die, die sich freuen dürfen allewege, von diesem herrlichen Vorrechte Gebrauch! Wie wenig helle Freude sieht man an den Christen! Darum kleidet der Apostel seine Worte in eine eigentümliche Form. Zu einem Stachel möchte er sie machen, der uns mächtig antreibt, ja zu dem zwingt, was er bei uns sehen will. Er schreibt nicht: Ich erlaube es euch im Namen Gottes,

ihr dürft euch freuen! Nein, er gebietet es: Freuet euch! Und damit wir es wirklich als ernstes, Gehorsam forderndes Gebot fühlen, setzt er hinzu: Abermal sage ich, befehle ich euch: Freuet euch!

Welch ein wunderliches Gebot! Ja, wenn es noch hieße: Zeigt der Welt ein fröhliches Angesicht! Und freilich haben es schon Christen so verstanden. Sie haben gemeint, die Welt damit zum Christentum als zu etwas Herrlichem locken zu sollen, daß sie ihr ein strahlendes Gesicht zeigten und von ihrer unaussprechlich großen Freude redeten. Es ist sogar vorgekommen, daß sie von ihrem Glauben Zeugnis ablegend in ein helles Lachen ausbrachen, um große Freude zu zeigen. Und freilich läßt sich das machen. Aber: „Freuet euch"? Das läßt sich doch nicht machen, wenn man nicht eben fröhlich ist. Murre nicht, weine nicht, lobe, danke, preise, — das alles läßt sich gebieten. Denn es ist etwas Äußerliches, das wir in unserer Gewalt haben. Aber ob unser Herz Freude empfindet, hängt doch nicht von uns ab, sondern von dem, was uns bewegt. Unser Herz ist wie die Saiten einer Harfe; nicht sie selbst setzt die Saiten in Schwingungen, daß sie fröhlich oder düster erklingen; sondern von außen her kommen die Hände.

Und doch ist und bleibt es ein Befehl. Ob wir ihn erfüllen können oder nicht, ist eine andere Frage. Wir sollen aber wissen: Es muß sein! Es ist ein Gebot, ebenso wie der Glaube geboten ist, obgleich Tausende behaupten, nicht glauben zu können. Sie sollen wissen: Es muß sein, wenn wir nicht verloren sein sollen! Dieses „muß" soll uns erschüttern, so daß wir es wollen von tiefstem Herzen; wie ein in den reißenden Strom Gefallener, ob er gleich oft genug ausgesprochen hat, daß er nicht schwimmen könne, doch durch das überwältigende „muß" dazu gezwungen wird, es zu wollen und zu versuchen, ob es nicht doch möglich ist.

Aber warum muß denn das sein, daß wir uns freuen? „Freuet euch in dem Herrn!" An die richtet sich dieser Befehl, die an den Herrn Jesum Christum glauben. Sie sündigen schwer, wenn sie sich nicht freuen. Wer Christum nicht hat, beleidigt Gott, wenn er dennoch sich freut, als fehlte ihm nichts. Wer Christum hat, beleidigt Gott, wenn er dennoch sich nicht freut, als hätte er nichts.

Was verlangen wir, wenn wir einem Freunde etwas sehr

Wertvolles geschenkt haben? Vielleicht erwarten wir von ihm einen Gegendienst; oder doch einen Dank; zum allerwenigsten doch, daß er sich darüber freut. Schier unerträglich ist es uns, wenn wir soviel Geld und soviel Mühe daran gewandt haben und nun sehen müssen, wie er unser Geschenk gar keines Blickes würdigt. Obwohl es wie Wichtigthuerei aussieht, können wir doch nicht lassen, ihn irgendwie darauf aufmerksam zu machen. Sieht er es dann an und legt es gleichgültig wieder beiseite, so möchten wir es am liebsten wieder an uns nehmen. Er könnte doch sich sagen, wie gut er es gebrauchen, ja daß er es gar nicht entbehren kann.

Was hat es Gott gekostet, da er uns seinen eingeborenen Sohn gab, damit wir Verirrte und Verlorene einen Herrn hätten, der uns von Sünde, Tod und Teufel erlöste! einen Herrn, in dessen gnädigen und allmächtigen Händen wir in Zeit und in Ewigkeit wohlgeborgen wären! Was sind alle Geschenke, die wir Menschen einander machen können, und wären es die allerteuersten und strahlendsten, gegen dieses Geschenk der Güte Gottes! Und welche Mühe hat Gott daran gewandt, uns zum Glauben an Christum zu bringen, daß wir ihn wirklich zu unserem Herrn und Heiland hätten! Wie unermüdlich hat er immer neue Mittel versucht, uns zu sich zu ziehen, wie geduldig hat er unsere Widerspenstigkeit ertragen, bis wir endlich beteten: Allein zu dir, Herr Jesu Christ, meine Hoffnung steht auf Erden. Ich weiß, daß du mein Tröster bist, kein Trost mag mir sonst werden!

Nun blickt er auf uns, an die er soviel gewandt hat; gleichsam gespannt uns beobachtend, was wir wohl dazu sagen werden, weil er weiß, wie völlig unentbehrlich uns Armen das Geschenk seiner Liebe ist. Er erwartet, daß wir vor Staunen und Glückseligkeit wie außer uns geraten werden, daß wir immer wieder fragen werden, ob es denn wirklich möglich sei, daß Gott uns so über alle Maßen reich bedacht habe. Er sieht schon im Geiste, wie wir vor Jubel singen und springen werden. Und in Wirklichkeit muß er sehen, daß wir vollständig ruhig und gleichgültig bleiben, ja daß Unzählige, die nichts von Christo haben, viel fröhlicher sind als wir! Kann es eine tiefere Kränkung seines Herzens geben? Ist das nicht schmachvolle Beleidigung Gottes? Ist das nicht himmelschreiende Sünde? O, er kann es nicht lassen, uns auf sein über-

reiches Geschenk aufmerksam zu machen und uns anzudeuten, wie gut wir es gebrauchen können; er thut auch in dieser Stunde so. Aber wenn das nichts nützt, wenn's nicht zu heller Freude bei uns kommt? Unzweifelhaft wird er uns wieder nehmen, was er uns gab. Du wirst den Herrn Jesum Christum wieder verlieren, wenn du nicht über ihn dich freuen lernst. Es haben schon viele wieder eingebüßt, was sie von Glauben besaßen, weil sie ihres Glaubens nicht selig froh werden wollten. So kann man „Jesum einen Herrn heißen" und doch ewig verloren gehen. Darum ergeht an dich der bestimmte Befehl Gottes: Du sollst dich freuen in dem Herrn!

O, daß wir nur erst fühlten: Es muß sein! Dann würden wir auch erkennen, was eigentlich damit von uns gefordert wird.

Was du an dem Herrn haben kannst, ist unendlich viel und herrlich. Du sollst sorgen, daß du es erkennen und schätzen lernst. Laß es dir immer wieder sagen von denen, die es aus Erfahrung kennen. Lies immer wieder, was seine ersten Jünger davon geschrieben haben. Höre immer wieder, was seine Diener noch heute davon zu rühmen wissen. Lies und höre es mit dem bestimmten Willen, daß auch dir der unendliche Wert dieses Gottesgeschenkes, des Herrn Jesu Christi, mehr und mehr aufgehe. Und dann mache dir klar, wie Gott dich geliebet hat, daß er dir seinen einigen Sohn gab und dich mit viel Mühe zu ihm hinzog. Stelle dir das immer wieder vor, male dir das immer wieder aus, bis du etwas wie ein Feuer in deinem Herzen fühlst, ein Feuer seliger Freude. Aber vollkommen wird diese Freude dann in dir werden, wenn du in der schneidenden Kälte dieses Lebens den Herrn, der dir geschenkt ist, dazu gebrauchst, wozu er dir gegeben ist. Will die Erinnerung an eine Sünde dir Angst machen, so fliehe nicht vor ihrem eisigen Hauche, sondern halte dem anklagenden Gewissen stand und fühle, was wir wären ohne den Herrn, der unsere Sünden getragen hat. Und wenn dich dann ein Schaudern befallen will, so hülle dich ein in ihn, der uns von dem Fluche erlöset hat, da er ein Fluch für uns ward, und fühle, wie der Glaube an ihn uns so warm und wohl macht. Oder wollen die Stürme des Lebens uns bis ans Mark, bis in die Seele dringen, daß uns die Welt so eisig vorkommt, so suche dich nicht mit eigener Kraft zu erwärmen, diese Wärme hält doch nicht vor; sondern fühle es ganz,

was wir wären ohne den Herrn, der für die Seinen alle Dinge zum besten lenkt, was wir zu erwarten hätten, wenn wir hilflos und ratlos den zerstörenden Weltmächten preisgegeben wären. Und wenn dann deine Seele ein Grauen beschleicht, so wirf dich mit deinem Leid und deiner Sorge in des Herrn starke Arme, an des Herrn liebreiches Herz und fühle, wie selig der Glaube an ihn macht.

So sollen wir thun, so wahr wir uns freuen sollen.

[12. Betrachtung: In dem Herrn kannst du dich allewege freuen.]

Ein Mann war am Abend aus dem Bureau nach Hause zurückgekehrt. Er trat an das Bett seiner leidenden Frau und fragte, wie es ihr gehe. Sie antwortete mit einem Strome von Klagen. Er hörte sie geduldig an. Dann sagte er: „Aber heute Abend sollst du dich einmal freuen". „Wie? Ich soll, ich soll? Das ist grausam von dir." „Nun, ich sage noch einmal: Du sollst dich freuen." „Aber ich kann nicht, kann mich nicht freuen." „Wirklich nicht? Ich habe heute diesen Brief erhalten. Kennst du die Handschrift?" Sie hat sich so gefreut, daß es sie beinahe getötet hätte. Ihr ältester Sohn, der bei dem Schiffbruch ertrunken sein sollte, um den die Mutter soviel geweint, hatte den Eltern geschrieben, wie wunderbar er gerettet worden war. Den ganzen Abend ist nicht ein Laut der Klage über ihre Lippen gekommen, nur immer neue Ausbrüche der Freude. Und doch litt sie wie alle Tage. Aber trotzdem konnte sie sich freuen.

„Ich kann mich nicht freuen!" Unzählige sagen es, ja sie fühlen sich tief verletzt, wenn ihnen geboten wird, sich zu freuen. Denn wie gerne würden sie es thun! Aber sie können es eben nicht. Nun ja, soweit haben sie recht: Sie können es noch nicht. Erst muß dein Herz trauern gelernt haben, sich sehnen gelernt haben nach Gottes Gnade und Friede. Dann erst kann die Botschaft von dem Herrn, der uns die Gnade Gottes und Frieden in Zeit und Ewigkeit gibt, helle Freude im Herzen entzünden. Dann aber kannst du dich auch freuen allewege, trotz allem, was dich betrüben will.

Mit was für Gedanken und Empfindungen müssen die Christen zu Philippi diesen Brief Pauli geöffnet haben! Auch die Fröhlichsten unter ihnen werden ernst geworden sein, da sie seine Handschrift erkannten. So ernst etwa, wie man den Brief eines lieben Freundes öffnet, dem das furchtbare Unglück widerfahren ist, daß man ihn, den völlig Unschuldigen, ins Gefängnis gesperrt und Monate schon gefangen gehalten hat und vielleicht hinrichten wird. Aus diesem Gefängnisse schreibt er uns. Wir mögen es kaum lesen, wir fürchten, ihn könne Verzweiflung ergriffen haben. Die Philipper lesen Pauli Brief. Wie ergreift es sie, da es heißt: „Ich habe euch in meinem Herzen in diesem meinem Gefängnis"; „Gott ist mein Zeuge, wie mich nach euch allen verlanget von Herzensgrund" (1, 7 f.); da er schreibt von seinen „Banden", von dem „Richthause", von seinem „Tode", wie er „geopfert" werde. Ist es nicht zu viel, was ihn getroffen hat? Muß er darunter nicht zusammenbrechen? O wunderbar: „Freuet euch in dem Herrn allewege und abermal sage ich: Freuet euch!" Trotz allem, das ihn erdrücken will, fühlt er Freude! Denn er hat Eins in seinen Banden, er hat seinen Herrn. Die Freude an dem Herrn ist größer als alles Leid. Wenn das möglich gewesen ist, wer will sagen, er könne sich nicht freuen? So muß uns nur das Eine fehlen, daß wir nicht das an dem Herrn haben, was man in Wirklichkeit an ihm haben kann.

Ein Kranker, den ich wegen seiner Schmerzen und Atemnot bedauerte, sagte mir: Aber wie freue ich mich, daß ich doch noch umhergehen und ein wenig mit arbeiten kann! So hatte er Freude neben dem Leid, und diese Freude erleichterte ihm sein Leid. Wer den Herrn hat, mag noch soviel zu tragen haben, er hat doch daneben auch Freude. O, wenn er sich einmal vorstellt, wie es sein würde, wenn er einzig und allein sein Leid hätte, keinen Herrn, dessen er sich auch freuen könnte! Nun tauchen doch stille, grüne Inseln auf aus dem breiten, trüben Strome; frische, schattige Oasen in der toten, glühenden Wüste.

Doch der Zusammenhang zwischen der Dunkelheit dieses Lebens und dem Sonnenscheine, der von dem Herrn ausgeht, ist ja noch viel enger. Nicht nur Abwechselung gibt es nun zwischen Finsternis und Licht, sondern das Licht scheint in die Finsternis und kämpft gegen sie und überwindet sie.

„Ich kann mich nicht freuen", so hören wir sie sagen; „so sich plagen zu müssen Tag für Tag, Jahr für Jahr, um nur das Brot für sich und seine Familie zu haben! Hätte ich noch werden können, was ich werden wollte! Aber an solcher Arbeit kann man doch wahrhaftig keine Freude haben. Und immer die anderen zu sehen, die es soviel leichter haben, und immer in dem alten Joche bleiben zu müssen!" Doch wer will all die Klagen aufzählen, die uns die Arbeit des Lebens ausgepreßt! Aber siehe, sie können alle zum Schweigen gebracht werden, wenn der Herr dein Herr, also auch Herr über deine Arbeit wird. Verwandelt wird sie dann. Du arbeitest für den Herrn, weil er dir diesen Posten angewiesen hat und du ihm gefallen willst. Und wäre es das Geringste und wäre es das Schwerste: Was für den Herrn geschieht, ist etwas Erhabenes, und Erhabenes zu thun macht doch Freude.

„Ich kann mich nicht freuen", so seufzen sie; „wer soviel Leid erfahren hat, wer solchen Kummer trägt, wer solchen Verlust erlebt hat, dem muß wohl alle Freude vergehen, wenn er auch von Natur das fröhlichste Gemüt hätte". Und es ist wahr, wir bekommen hin und wieder so schweres Leid zu sehen, daß uns das Wort: „Ihr sollt euch freuen", nicht über die Lippen will. Dennoch aber bleibt es Wahrheit: In dem Herrn kannst auch du dich freuen. Was ist es denn, das dein Leid so bitter und scharf gemacht hat? Ist es nicht der Gedanke, daß es wie in blinder Wut über dich hergestürzt ist und ohne Grund und Zweck dich zerschlagen hat? Der Gedanke aber ist unmöglich, wenn der Herr dein Herr und damit auch Herr deines Leidens geworden ist. Dann hörst du ihn zu dir sagen: Von mir ist es gekommen, und du weißt, ich habe nur Gedanken des Friedens über dir. In meiner Hand bleibt es, und du weißt, meine Hand lenkt alles, alles zu deinem Besten.

„Ich kann mich nicht freuen", so klagen sie; „wer soviel von bösen Menschen sich gefallen lassen muß, wer soviel Ärger und Verdruß hinunterschlucken muß, wer von denen, die er lieb hatte, denen er ganz vertraute, so etwas erfahren hat, dem ist das Leben ein für allemal verbittert." Aber nicht mehr, wenn der Herr dein Herr, und damit Herr über deine Widersacher geworden ist. Du kannst sie dann unternehmen sehen, was sie wollen; du siehst deinen Herrn über ihnen stehen und sie mit unsichtbaren Stricken

regieren, daß sie nichts thun dürfen, was dir wirklichen Schaden brächte, ja, daß sie wider ihren Willen thun müssen, was dir zum besten dient.

Und endlich, von dem Herrn geht auch ein Licht aus, das aller anderen Freude erst ihren wahren Glanz verleiht. Ist er dein Herr geworden, so ist er auch Herr all des Guten, das dir widerfährt, all der zahllosen kleinen alltäglichen Güter und all der hin und wieder dir kommenden besonderen Freuden. Wer noch keinen Glauben hat, bleibt kalt bei dem allen. Er meint, es kommt ihm zu; er denkt, er habe es sich selbst verschafft. Aber wenn du den Herrn hast, so nimmst du das alles aus seiner Hand. Von seiner Liebe zu dir redet das alles. Das macht alles köstlich, auch das Allergeringste. Das verleiht allem, auch dem Vergänglichsten, etwas Ewiges. Wenn das Gute, daran du dich freutest, längst dahin ist, so bleibt ein unvergänglicher Kern zurück: Die Freude darüber, daß der Herr so freundlich gegen dich gewesen ist.

Oder ist es bei dir noch nicht also? O dann schäme dich vor deinem Herrn, der dir soviel Gutes thut alle Tage, jede Stunde! Dann halte dir immer wieder vor, wie viel du doch vor anderen voraus hast, wie viel Ursache du zum Danken hast! Zahllos sind die Güter, darüber du dich freuen kannst, wenn du nur willst.

Und du sollst es wollen. Du sollst nicht ruhen, bist du es gelernt hast, bis auch du sagen kannst:

Mein Herze geht in Sprüngen
Und kann nicht traurig sein,
Ist voller Freud' und Singen,
Sieht lauter Sonnenschein.
Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ.
Das, was mich singen machet,
Ist, was im Himmel ist!
Amen.

V.

Gedenkst du noch deiner Vergangenheit?

[13. Betrachtung: Petrus ward traurig.]

Joh. 21, 15—19. Da sie nun das Mahl gehalten hatten, spricht Jesus zu Simon Petrus: Simon Jona, hast du mich lieber, denn mich diese haben? Er spricht zu ihm: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Spricht er zu ihm: Weide meine Lämmer! Spricht er wieder zum andern Mal zu ihm: Simon Jona, hast du mich lieb? Er spricht zu ihm: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Spricht er zu ihm: Weide meine Schafe! Spricht er zum dritten Mal zu ihm: Simon Jona, hast du mich lieb? Petrus ward traurig, daß er zum dritten Mal zu ihm sagte: Hast du mich lieb? und sprach zu ihm: Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe.

Wie schwer wird es uns doch, das Christentum ganz und rein zu erfassen! Haben wir glücklich eine Wahrheit erkannt, sind wir ihrer gewiß geworden, so stehen wir sofort in der Gefahr, sie so einseitig zu betonen, daß wir alle anderen Wahrheiten darüber vergessen! Jahrhunderte hindurch hat die Christenheit die Wahrheit, daß das Sündenelend große Trauer verdient, so einseitig aufgefaßt, daß sie von Christenfreude nichts wissen wollte. Nachdem ihr aber in der Reformation wieder das Evangelium, d. h. die freudenreiche Botschaft von der Gnade Gottes aufgegangen ist, droht allen, die dies erfaßt haben, wieder die entgegengesetzte Gefahr, die Freude für den einzigen Ton des Christenlebens zu halten. Dann aber ist man nicht sicher vor tiefem Falle, nicht sicher davor, der ewigen Freude verlustig zu gehn.

Alles Leid freilich, alle Trauer soll und kann vor der Freude an dem Herrn schweigen lernen. Aber es gibt noch eine andere Stimmung, die neben dieser Freude ihr Recht behält. Sehr scharf ausgedrückt ist dies von demselben Apostel Paulus, der auch gemahnt, ja geboten hat, sich allewege in dem Herrn zu freuen. Er verlangt auch: „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern!"

Ist nicht auf dieser Erde alle Freude über einen Besitz mit

einer Furcht verbunden, mit der Furcht, wir könnten wieder verlieren, was uns erfreut? Solange wir in diesem Fleische leben, können wir den Herrn wieder verlieren, an dem wir uns freuen. Davor sollen wir zittern. Es ist gewiß einseitig und gefährlich, über dieses Wort des Apostels so zu predigen, daß die Freude am Herrn ganz zurückgedrängt wird. Aber es ist nicht weniger irreführend, dieses Wort gar nicht zu seinem Rechte kommen zu lassen, als dürfe der Christ gar keine Furcht mehr kennen. Neigst du hierzu, so gilt dir die ernste Warnung: „Wer sich läßt dünken, er stehe, mag er wohl zusehen, daß er nicht falle!“ Wir lagen einst alle tief in dem Abgrunde der Sünde; des Herrn Gnadenhand hat uns emporgezogen, so daß wir nun auf dem Wege des Friedens stehen; nie dürfen wir vergessen, was wir gewesen sind; sonst werden wir wieder in die Tiefe hinabstürzen. Die Furcht hiervor muß unsere Freude über unser Stehen gleichsam einschränken, damit wir nicht freudetrunken werden und taumeln.

Das mag uns heute ein Erlebnis des Simon Petrus lehren! Es soll uns mahnen: **Der Christ darf seine Vergangenheit nicht vergessen!** Sehen wir zuerst, wie der Herr den Petrus daran erinnert, sodann, wie er auch uns zuruft: Vergiß nicht, was du gethan hast! endlich, warum er so mahnen muß.

Größere Freude hat Petrus vielleicht noch nie im Herzen gefühlt als an jenem Tage. Alle diese Wochen zwischen Ostern und Himmelfahrt waren ja wie lauter heller Sonnenschein. Diese selige Gewißheit der Jünger, daß ihr Herr, den die Welt ans Kreuz geschlagen, des Todes Bande gesprengt hatte und zu einem unüberwindlichen Sieger geworden war, mußte sie ja mit beispielloser Freude erfüllen. In glücklicher Erwartung lebten sie vom Morgen bis zum Abende; denn jeden Augenblick konnte er sich wieder ihnen zeigen und sie grüßen: Friede sei mit euch! Und wirklich, da steht er am Ufer des Sees. Sie haben ihn an dem wunderbar reichen Fischzug erkannt, den er sie hat thun lassen. Sie eilen dem Lande zu. Petrus kann in seiner überströmenden Freude nicht warten, bis das Schiff soweit kommt. Er wirft sich ins Wasser und schwimmt ans Ufer. Dann halten sie wie in alten Zeiten mit ihrem Herrn das Mahl. Ich glaube, Petrus hat nicht viel

genießen können. Die Freude, sich einmal wieder an dem Anschauen seines heißgeliebten Herrn laben zu können, wird zu groß gewesen sein.

Da wendet sich der Herr an ihn. Er fragt ihn: „Hast du mich lieb?“ Gibt es nicht Fragen, die uns tief verwunden? Daß man uns fragen mag, ob wir das gethan haben, daß man uns etwas Derartiges zutraut! Was mag Petrus bei dieser Frage des Herrn empfunden haben? Wie? ist der Herr noch ungewiß, ob ich ihn lieb habe? Und keinen der anderen Jünger fragt er so! Nur mich! Er hält es also noch für möglich, daß ich ihn nicht lieb habe, während er bei den anderen allen gar nicht an ihrer Liebe zweifelt! O wie tief schneidet des Herrn Frage in des Jüngers Herz hinein! Und gerade jetzt, wo er sich in seiner Liebe zum Herrn und in der Gewißheit, daß der Herr auch ihn liebe, so überschwenglich glücklich gefühlt hatte!

Der Herr Jesus weiß es, wie wehe er seinem Petrus thut. Und doch fragt er so wunderbar. Jesus thut absichtlich einem Menschen weh, seinem lieben Jünger weh! Er, der gekommen ist, alle Schmerzen zu heilen; er, der nicht einmal jener Sünderin, nicht einmal dem Mörder am Kreuz ein hartes Wort gesagt hat, der verletzt den eben noch so glücklichen Jünger so tief! Der zu den Trauernden gesagt: „Weine nicht“, der bringt den Petrus beinahe zum Weinen. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß dem Jünger thatsächlich Thränen in die Augen getreten sind.

Denn der Herr fragt nicht nur einmal: „Hast du mich lieb?“ Obwohl er sogleich die freudige Antwort bekommt: „Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe“, fragt er noch einmal wieder, als sei er nicht gewiß, ob er sich auf diese Versicherung verlassen dürfe. „Warum glaubt er mir nicht?“ heißt es in des Jüngers Herzen, „womit habe ich das verdient? Habe ich denn schon einmal ihm die Unwahrheit gesagt? Habe ich schon einmal ihn meiner Liebe versichert und nachher gezeigt, daß es bloße Worte gewesen waren?“ Und Petrus gedenkt daran, daß er einst in jener schrecklichen Nacht beteuert hat: „Wenn ich mit dir sterben müßte, werde ich dich nicht verleugnen“, und daß er dann doch hatte sagen können: „Ich kenne den Menschen nicht!“ Wie? Sollte auch der Herr noch daran gedenken?

Petrus antwortet wieder wie das erste Mal. Da fragt der Herr zum dritten Mal. Und aus dem Tone seiner Stimme ist zu hören, daß er nicht nochmals fragen wird, daß er es von Anfang an darauf abgesehen hatte, gerade dreimal zu fragen. Petrus ward traurig, daß er zum dritten Male fragte. „Ja, er denkt noch an jene Nacht, da er mich warnte: Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen. Für das dreimalige: Ich kenne den Menschen nicht! will er dreimal hören: Ich habe dich lieb!" Dem Petrus zittert die Stimme, da er antwortet: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe".

O, wie kann der Herr so handeln? Wer hätte ihm das zugetraut! Er hat offenbar noch nicht vergessen, was Petrus gegen ihn gesündigt hat! Hat er es denn noch nicht ganz vergeben? Wo völlig vergeben ist, da ist doch auch vergessen. Wir, ja, wir können vielleicht geradezu aussprechen: „Vergeben will ichs wohl, aber vergessen kann ich's nicht". Oder wenn wir auch nicht so sagen mögen, so wacht in unserem Herzen das Unrecht, das wir erfahren haben, trotzdem wir es verziehen hatten, nur zu leicht einmal wieder auf. Es braucht nur eine kleine Aufregung zu kommen, wir brauchen nur einmal in verdrießlicher Stimmung zu sein, so rühren wir das Alte wieder auf und halten es dem andern wieder vor. Aber Jesu Herz ist doch größer als unser Herz. Das ist ja gerade seine göttliche Liebe, daß er total vergibt, also auch vergißt, womit wir ihn betrübt hatten.

Wie trat er denn am Osterabende seinen Jüngern gegenüber; die die Kunde von seiner Auferstehung auch deshalb nicht glauben konnten, weil sie fühlten, was sie dann von ihm verdient hätten, sie, die ihn so schmählich verlassen hatten und völlig an ihm irre geworden waren? Was für Gewissensbisse fühlen sie, da sie ihn plötzlich in ihrer Mitte stehen sehen! Und er, als hätten sie nie treulos an ihm gehandelt, ja, als wäre nie etwas Besonderes zwischen ihnen und ihm vorgefallen, als wüßte er nichts mehr von jener Nacht, so grüßt er sie freundlich: „Friede sei mit euch!" Hat er denn allein dem Petrus noch nicht vergeben? „Gehet hin", so mußte jener Engel am Grabe den Frauen sagen, „und saget es seinen Jüngern und Petro, daß er auferstanden ist!" Das will doch sagen: Meinet nicht, Petrus gehöre um seines Verrats

willen nicht mehr zu meinen Jüngern: bringt auch ihm die Freudenbotschaft! Und weil der Herr weiß, wie tief gebeugt dieser Jünger ist, wie er an des Herrn Liebe zu ihm nicht mehr glauben mag, darum ist er ihm allein vor den andern Jüngern erschienen. Da hat er ihm alles ganz vergeben.

Und nun nachträglich, wochenlang nachher hält er ihm seine Sünde wieder vor! Jetzt gerade, wo die Freude, die Glaubensfreude des Petrus so groß ist, wie wohl noch niemals früher! Es ist klar: Es muß die Freude des Christen auch solcher Art sein können, daß der Herr in seiner Liebe sie stören muß. Es muß notwendig sein, daß ein Jünger des Herrn einmal wieder an seine Vergangenheit, an seine Sünde erinnert werde. Wir dürfen auf Erden nie ganz vergessen, was wir gethan haben.

[14. Betrachtung: Vergiß nicht, was du gethan hast!]

Jeder wahre Christ, der auf die Frage des Herrn: „Hast du mich lieb", gleich Petrus antworten kann: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe", kennt auch, was dieser Jünger kannte, die vergebende Gnade des Herrn. Denn eine andere Quelle, daraus die wirkliche Liebe zum Herrn fließen könnte, gibt es nicht. Nur wem viel vergeben ist, der liebt auch viel. Was uns vergeben wurde, ist unendlich verschieden, ist nicht bei zweien dasselbe. Vielleicht war es ein plötzlicher tiefer Fall, mag er nur dem Herrn oder auch der Welt bekannt geworden sein. Oder es war ein langes Sündenleben in zügelloser Freiheit und Schamlosigkeit. Oder es war ein anständiges Leben, aber ohne den lebendigen Gott, ohne Gebet, ohne Glauben. Nun bist du erwacht. Blickst du in die Vergangenheit zurück, so überfällt dich wieder Scham und Reue.

Denn von denen reden wir nicht, die des Herrn vergebende Gnade hoch preisen, aber auf ihre alten Sünden fast mit Stolz blicken können; die von ihrer Vergangenheit so frank und frei reden mögen, wie ein Genesener von der schweren Krankheit erzählt, die er glücklich überstanden hat; die ohne Scham ihre eigenen Sünden mit den schärfsten Namen bezeichnen und ihr früheres Leben wo-

möglich noch schwärzer malen mögen, als es in Wirklichkeit gewesen ist. Wem das möglich ist, der hat seine Sünde noch gar nicht als das erkannt, was sie vor Gott ist, als unaussprechliche Schmach, als unsägliche Schande. Wir reden nur von solchen, die nicht gern zurückblicken, weil sich dann jedesmal vor Scham und Schmerz das Herz zusammenkrampfen will.

Gerade sie haben das Recht, mit getrostem Mute zurückzuschauen. Denn so tief es sie auch betrübt, daß sie so haben handeln, so haben leben können, so dürfen sie doch gewiß sein, daß ihnen alles vergeben ist; so völlig vergeben, als wenn es auf ewig vernichtet wäre, zu Pulver und Asche verbrannt und in alle Winde verstreut. „Ich will deiner Sünde *nicht gedenken*", spricht der Herr. *Vergessen* hat er sie.

Und doch! Jeder, der etwas Erfahrung im Christentum besitzt, weiß es: Immer wieder kommen uns Zeiten, wo unsere längst vergebenen Sünden uns neu vor die Seele treten. Sie waren in dem Meere der Erbarmung Gottes versenkt und begraben; nun werden sie wieder lebendig und stehen von den Toten auf. Und nicht selten ist ganz klar zu erkennen, daß nicht *wir* sie uns ins Gedächtnis zurückgerufen haben, sondern der Herr sie auferweckt und vor unser Auge geführt hat. Wir *wollen* vielleicht ihrer nicht mehr gedenken; aber der Herr zwingt uns die Erinnerung an sie auf.

„Wenn ich *den* Tag, *die* Nacht aus meinem Leben ausmerzen könnte", heißt es in deinem Herzen. Nur Ein Mensch weiß außer dir darum. Wenn der Eine nicht wäre, dann könntest du die schmerzliche Erinnerung los werden. Es sterben so viele um dich her; es ziehen auch so manche an einen Ort in weiter Ferne. Dieser Eine aber lebt weiter und bleibt in deiner Nähe. Jedesmal, wenn er dir begegnet oder wenn sein Name genannt wird, wacht die betrübende Erinnerung in dir wieder auf. Schon mancher hat, um derartiges vergessen zu können, seine Heimat verlassen. Da er aber in der Ferne unter lauter Fremden Ruhe gefunden hatte, mußte gerade der Eine, der Genosse seiner Sünde, „zufällig" auch dorthin kommen und ihm wieder in den Weg treten. Sein bloßer Anblick war eine Mahnung des Herrn: Vergiß nicht, was du gethan hast!

Du mußt ein schweres Leid erfahren. Machst du dir klar, wie es dich zerschlagen hat, so fällt dir auf, daß es genau so aus-

sieht, als wäre es Gottes Strafe für eine längst vergangene, längst vergebene Sünde. Du findest eine wahrhaft überraschende Ähnlichkeit zwischen dem, was du einst gethan hast, und dem, was du nun erfahren hast. Dein Gewissen fragt angstvoll: „Wie? Hat Gott mir es nicht vergeben? Hat er es noch nicht vergessen? Zahlt er mir nun erst den Lohn aus, den ich mir damals verdient habe?“

Ein junger Kaufmann, der in ein leichtfertiges Leben hineingeraten war, hatte in der Not seines Vaters Kasse bestohlen. Es war ihm gelungen, sich von allem Verdachte zu reinigen. Nun ruhte längst sein Vater auf dem Friedhofe. Der Sohn hatte das große Geschäft geerbt, fleckenlos war sein Name bei seinen Mitbürgern. Zu einer Vertrauensstellung nach der anderen stieg er auf. Mit der Gnade Gottes hatte er sich über jenen gemeinen Frevel gegen seinen Vater beruhigt. Jetzt dachte er nie mehr daran zurück. Da fehlte einst eine große Summe in der Kasse. Alle Verhöre, alle geheimen Nachforschungen waren vergebens. Wie er nun in schlafloser Nacht darüber grübelte, wer der Dieb sein könne, wie er alle, die etwa in Frage kommen konnten, vor seinem Auge vorübergehen ließ, fiel ihm plötzlich wieder ein, was er selbst einst seinem Vater gethan. Und wie ein erleuchtender Blitzstrahl fuhr es ihm durchs Herz: O, wenn mein Sohn der Verbrecher wäre! Wenn Gott mich so an meine Vergangenheit erinnern wollte! Niemand hatte es gewagt, auch nur leise anzudeuten, ob der Sohn es sein könne, auch der Vater hatte nicht im geringsten an ihn gedacht. Jetzt aber wurde es ihm innerlich zur Gewißheit, Gott wolle so erschütternd ihn an seine vergessene Sünde mahnen. Er sagte es am anderen Morgen dem Sohne gerade ins Angesicht, er und kein anderer sei der Schuldige. Er hatte richtig berechnet. **Er hatte Gott verstanden.**

Und wie viele Beispiele für die Erscheinung, von der wir handeln, könnten wir noch geben, wenn wir auch von dem Gebiete, für welches Gott das sechste Gebot gegeben hat, reden dürften! Gewiß, Unzähliges von dem, das den Menschen im ehelichen Leben zu tragen so schwer wird, ist nichts anderes als eine Erinnerung **vom Herrn an ihre Vergangenheit.**

Schon manchmal ist es gläubigen Christen verwunderlich gewesen, daß der Herr die Sünden wohl völlig vergibt, aber doch

längst nicht immer ihre Folgen aufhören läßt. Und das ist in der That auffallend. Denn wenn ein Vater seinen Knaben um einer Unart willen gezüchtigt hat und dann ihm verzeiht, so fährt er doch nicht fort mit dem Schlagen. Die Vergebung hebt doch die Strafe auf. Aber der Herr, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, der hält so oft, trotzdem er vergeben hat, nicht mit dem Züchtigen inne! Jener Trinker hat tiefe Buße gethan für seine Sünde, hat im Glauben an Christum Vergebung gefunden und die Kraft, völlig mit dem Laster zu brechen, erlangt. Aber soviel er auch um Wiederherstellung seiner Gesundheit betet, muß er doch die Schwäche, die Folge seiner früheren Sünde, weitertragen. So mancher, dessen ganzes Nervensystem durch eine schwere Krankheit völlig zerrüttet war, ist so vollkommen genesen, daß nicht eine Spur zurückgeblieben ist. Und ein anderer, der durch Leichtsinn und Zügellosigkeit seinen Nerven geschadet hatte, muß bis an sein Ende die Folgen tragen, obwohl er Vergebung von Gott erlangt hat und in einem neuen Leben wandelt! Ist Gott denn nicht stark genug, um mit der Schuld auch die Folgen abzuthun? Aber er, der am Ende all den Fluch, den die Sünde in die Welt gebracht hat, auf ewig aufheben wird, daß kein Leid, kein Geschrei, kein Schmerz mehr sein wird, er könnte doch ohne Zweifel auch die kleinen Leiden uns abnehmen, die wir mit unseren Sünden über uns gebracht haben. Wir sehen doch auch, daß er manchmal so an uns handelt. So vieles, das wir verdient hätten, trifft uns ja nicht; so manches, das wir uns selbst zugezogen hatten, wird wieder von uns genommen.

Wie sollen wir es denn erklären, daß der Herr das so oft nicht thut? Die katholische Kirche meint, er sei zu gerecht, um so gütig sein zu können. Sie hat die Lehre aufgestellt, mit der Vergebung der Schuld werde wohl die ewige Strafe, die Verdammnis von uns genommen, doch die irdischen, zeitlichen Strafen müßten wir weiter tragen. Sie seien eine Genugthuung, die Gott fordere, eine Entschädigung für die mit unserer Sünde begangene Beleidigung seiner Ehre.

Aber nirgends in der heiligen Schrift wird ein solcher Gedanke ausgesprochen. Nein, sie malt uns einen anderen Gott, einen Vater, der, wenn er vergeben hat, nicht einen Tropfen von Groll mehr im Herzen behält, nichts mehr von Gekränktheit weiß, nur

noch Liebe, volle, ganze Liebe zu seinen Kindern fühlt. Darum kann, nachdem er vergeben hat, von Strafen absolut keine Rede mehr sein. Scheinen noch Strafen auf uns zu bleiben, so ist das nur ein trügerischer Schein. Folgen der Sünde sind es, aber allein aus Liebe nicht von uns genommen. Sie sind wohl äußerlich den Strafen ähnlich, aber innerlich, dem Wesen nach das direkte Gegenteil, so verschieden, wie wenn ein Vater in seinem Zorne dem ungehorsamen trotzigen Sohne das Verlassen der Stube untersagt und dem lieben kranken Kinde mit milden, tröstenden Worten klar macht, es müsse sich noch einen Tag vor der freien Luft hüten. Nur darum läßt Gott die Folgen der vergebenen Sünde noch oft auf uns liegen, weil es gut für uns ist. Wir bedürfen dessen, daß wir an unsere Vergangenheit erinnert werden.

Wie der Herr, nicht um sich zu rühmen, sondern weil es für uns heilsam ist, uns immer wieder zuruft: „Vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat", so mahnt er uns auch hin und wieder, nicht um uns zu betrüben, sondern weil es notwendig für uns ist: „Vergiß nicht, was du Böses gethan hast!"

[15. Betrachtung: Nur Demut bewahrt vor dem Fallen.]

Der Herr Jesus erinnert den Petrus wieder an seinen tiefen Fall. Aber damit wir uns das, was sein Herz dabei empfindet, nicht falsch vorstellen, achten wir noch darauf, wie er daran erinnert. Er hätte ja geradeheraus sagen können: Petrus, ich habe noch immer nicht vergessen, wie du gegen mich gesündigt hast; vergiß auch du es nicht! Aber nein, er sagt kein Wörtlein von des Petrus Sünde; er spricht überhaupt gar nicht aus, was er eigentlich mit seiner Frage will. Vielmehr gebraucht er die denkbar liebevollsten Worte. Denn was kann es liebevolleres geben, als einen Menschen zu fragen, ob er uns lieb habe! So fragt ja nur der, welcher uns sehr lieb hat und darum nach unserer Liebe herzlich verlangt. Nur das Eine, daß er gerade dreimal fragt, läßt ahnen, woran er den Jünger erinnern will. O, wie zart, wie milde, wie schonend verfährt der Herr! Wie eine Mutter ihrem Kinde den Splitter aus

der Hand zieht; sie mag nicht fest zufassen aus Furcht, ihrem Kinde weh zu thun; am liebsten ließe sie es ganz in Ruhe; aber weil es sein muß, so macht sie es so zart, wie sie nur irgend vermag. Man sieht, in ihrer Liebe zwingt sie sich selbst, ihrem Kinde Schmerz zu bereiten. Ist es nicht zu sehen, wie es dem Herrn Jesu weh thut, seinen lieben Jünger wieder an die alte Sünde zu erinnern? Dieselbe Liebe, die dem Petrus alles völlig vergeben hatte, zwingt nun dazu, noch einmal daran zu gedenken und zu mahnen. Es gibt kein zweites Herz, dem es so schwer würde, uns weh zu thun, als das Herz Jesu Christi. Wenn er doch so thut, so können wir gewiß sein: Es muß sein!

Warum denn müssen wir bisweilen an unsere dunkle Vergangenheit erinnert werden? Eine Witwe hatte einen einzigen Sohn, sie liebte auf Erden nur ihn. Er geriet auf böse Wege und stürzte sich in tiefe Schulden. Als er der Verzweiflung nahe ist, erfährt es die Mutter. Sie scheut die größten Opfer und die schwersten Wege nicht; sie kann endlich all seine Schulden bezahlen. Tief ergriffen will er sie um Verzeihung bitten. Sie drückt ihn, Freudenthränen vergießend, an ihr Herz: Ich habe alles vergeben, es soll alles vergessen sein! Und von nun an kommt kein Wort von dem, was geschehen ist, wieder über ihre Lippen. Mit einer rührenden Zartheit vermeidet sie jedes Gespräch, das die Wunde anrühren könnte. Das Alte ist für immer begraben. Und doch, nachdem Jahre vergangen sind, nachdem ihre Liebe zu dem Sohne nur noch immer inniger geworden ist, da eines Tages erinnert sie ihn wieder an seinen früheren Leichtsinn. Sie hat lange, lange mit sich gekämpft; längst wollte sie reden, aber jedesmal, wenn sie davon anfangen wollte, versagte ihr die Stimme. War sie allein, so sagte sie sich: Es muß sein! Stand sie dem lieben, lebensfrohen Sohne gegenüber, so war es ihr unmöglich, ihm so weh zu thun. Endlich gewinnt sie die Kraft, sie läßt ihn leise fühlen, wie schwer er sich damals versündigt hatte. Aber aus dem Ton ihrer Stimme, aus dem Schmerz in ihren Zügen, aus der Wahl ihrer Worte fühlt der Sohn heraus, daß nur ihre große Liebe sie dazu hat zwingen können. Ihre Liebe? Ja; der Sohn hat offenbar seine Vergangenheit ganz vergessen, er fängt wieder an leichtsinnig zu werden; wird er nicht an seinen alten Fall erinnert, so thut er einen neuen Fall.

Die Liebe Jesu kann nicht anders, sie muß den Petrus an die Nacht der Verleugnung erinnern. Denn dieser Jünger denkt offenbar nicht mehr daran. Dann aber geht der Segen, den jene bittere Erfahrung ihm bringen sollte, wieder verloren. Dann kann er wieder einen Weg betreten, ähnlich jenem, der zu „bitterlichem Weinen" führte.

Welcher Weg ist das? Achten wir noch einmal auf die Frage des Herrn: „Hast du mich lieber, denn mich diese (anderen Jünger) haben?" Meinst du wieder, größere Liebe zu mir zu haben als die anderen? Ach, das war ja die eigentliche Ursache seines Falles gewesen, daß er sich für stärker als alle anderen gehalten und gesagt hatte: „Wenn sie sich auch alle an dir ärgerten, so werde ich mich doch nimmermehr an dir ärgern!" In der Einbildung, daß er mehr als alle anderen Jünger den Herrn Jesum lieb habe, war er sorglos in den Palast des Hohenpriesters mit hineingegangen. Ihm war nicht bange gewesen vor der Gefahr, die seinem Glauben dort drohte. Diese Selbstüberhebung war der Anfang des Falles gewesen. Denn wer stark zu sein vermeint, gerade der ist schwach.

Das hat Petrus jetzt vergessen. Woran mag der Herr dies erkannt haben? Nun, was hat er denn soeben gesehen? Die Jünger auf dem Schiffe hatten Jesum erkannt. Sie ruderten daher dem Lande zu. Petrus aber wollte allen anderen zuvorkommen. Während sie sich langsam dem Ufer näherten, stürzte er sich ins Wasser, um schneller zum Herrn zu kommen. In seinem Herzen hieß es: Mögen sie sich gemächlich Zeit lassen — ich habe ihn viel zu lieb! Er wollte der Erste sein bei dem Herrn!

Und doch war es Johannes gewesen, der zuerst den Herrn erkannt und es den anderen gesagt hatte. Nicht Petrus, nein Johannes hatte in Wirklichkeit die tiefste Liebe zu Jesu und daher das hellste Auge, ihn zu erkennen. Aber auch über Johannes meint Petrus zu stehen. Er denkt nicht mehr daran, daß der Jünger, der gleich ihm in jener Nacht in des Hohepriesters Palast gegangen war und den Herrn nicht gleich ihm verleugnet hatte, eben Johannes gewesen war. Vergessen hat Petrus, daß, wenn von einer Auszeichnung die Rede sein sollte, nur er es war, der sich vor den anderen durch Feigheit und Treulosigkeit ausgezeichnet hatte. Vergessen hatte er, daß für ihn sich nichts als Zurückhaltung, Bescheidenheit, Demut gebührte, die hinter die anderen zurücktritt.

Er darf es aber nicht vergessen. Denn nur wenn er in der Demut, in dem Bewußtsein seiner Schwäche bleibt, ist er sicher vor neuer Sünde. Hochmut kommt vor dem Fall.

Auch bei uns! Sind uns unsere Sünden von dem Herrn vergeben, so können wir ihrer mit Ruhe und in Sicherheit gedenken. Aber wir sollen ihrer auch gedenken. Wir dürfen nie so fühlen oder handeln, als wenn da hinter uns nichts Dunkles läge. Das wäre eine Unwahrheit, durch die der Teufel Macht über uns gewänne. Und wenn wir noch so tiefe und heiße Liebe zum Herrn in unserem Herzen fühlten, so darf sie nie so laut, so triumphierend sein, als wenn wir nie den Herrn betrübt hätten. Sie muß immer gezügelt und gemäßigt werden durch das Bewußtsein, daß wir nicht wert sind, ihn zu lieben.

Wie oft aber sind wir diesem Petrus gleich! Wir sind anderen ein wenig vorausgekommen. Uns scheinen andere so langsam vorwärts zu kommen. Sie sind so ruhig und gelassen in ihrem Glauben. Weil wir unsere Liebe zu Christo fühlen, die der anderen aber nicht, darum können wir meinen, wir liebten ihn mehr, als sie ihn lieben. Sie machen es nicht gerade so in ihrem Christentum wie wir. Sie haben für diesen Verein nicht soviel Sinn wie wir, sie zeigen für jene christliche Thätigkeit nicht soviel Interesse wie wir, sie mögen nicht so öffentlich mit ihrem Christentum hervortreten wie wir. Alsbald bilden wir uns ein, wir stünden dem Herrn näher als sie.

Und doch, würden wir uns ernstlich prüfen, so würden wir nicht selten finden, daß das, worauf wir uns etwas einbilden, gar nicht unser Verdienst ist: Erst von Johannes hat es Petrus gelernt, daß der Mann dort am Ufer Jesus Christus ist. Wir sind stolz auf unsere christliche Erkenntnis; aber wir haben sie gar nicht selbst gefunden, sondern sie ist uns aus Predigten oder aus Büchern zugeflossen. Wir freuen uns, daß wir diese oder jene Fehler nicht haben; aber nur der frommen Erziehung, die wir genossen, haben wir das zu danken. Nun schmücken wir uns mit fremden Federn und können uns gar über die erheben, von denen wir unser Gutes erst empfangen haben.

Damit aber sind wir in eine furchtbare Gefahr geraten. Gerade den Einen Jünger, der den Herrn am meisten zu lieben meint, muß dieser traurig machen. Gerade dann, wenn wir uns dünken

lassen, wir stehen, muß der Herr uns durch die Erinnerung an unsere Vergangenheit wehe thun. Die Thränen, die wir über die alte Sünde weinen, sollen uns dazu helfen, daß wir nicht über neue Sünden weinen müssen. O Wunderliebe des Herrn! Sie ist groß, unendlich groß, wenn sie uns all unsere Schuld vergibt. Aber sie ist noch größer, wenn sie, trotzdem sie alles vergeben hat, doch noch wieder uns daran mahnt.

Man hat schon behauptet, wer wirklich Vergebung seiner Sünden habe, der fühle auch beständigen Frieden und ununterbrochene Freude. Dem widerspricht es aufs klarste, daß Petrus jetzt noch, nachdem ihm die volle Gnade zu teil geworden ist, doch wieder durch Christum traurig gemacht wird. Man hat auch gemeint, je größere Liebe zum Herrn unser Herz fühle, desto näher stünden wir dem Herrn. Aber unser *Gefühl* kann uns täuschen. Es kann mancherlei, das mit dem Glauben nichts zu thun hat, dazu beitragen, daß unser Gefühl ein starkes werde, während es in Wirklichkeit nur ein unreines geworden ist. Die Selbstüberhebung über die anderen bewirkte, daß Petrus in seinem Herzen eine unendlich große Liebe zum Herrn zu fühlen meinte. Um seine Liebe von Zusätzen zu reinigen, mußte der Herr zu ihm sagen: Vergiß nicht, was du gethan hast! O Christ, vergiß es nicht, so lange du in dieser Welt lebst!

Aber, Gott sei gepriesen, *einst* soll es mit aller trüben Erinnerung an unsere Vergangenheit ein Ende haben! Dann, wenn uns kein neuer Fall mehr droht. Dann dürfen wir auf ewig vergessen, was wir gesündigt haben. Dann wird *nur* Freude, *volle* Freude uns laben in Ewigkeit.

Wie wird mir dann, o dann mir sein,
Wenn ich, mich ganz des Herrn zu freun,
In ihm entschlafen werde!
Von keiner Sünde mehr entweiht,
Ein Mitgenoß der Ewigkeit,
Nicht mehr der Mensch von Erde!
Freu dich, Seele! Stärke, tröste
Dich, Erlöste, mit dem Leben,
Das dir dann dein Gott wird geben!
Amen.

VI.

Ein Brief Christi.

[16. Betrachtung: Gibt es Briefe Christi?]

2. Kor. 3, 3. Die ihr offenbar worden seid, daß ihr ein Brief Christi seid, durch unseren Dienst zubereitet, und von uns geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht in steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Tafeln des Herzens.

Im christlichen Altertum erzählte man sich, das Gerücht von den Wunderthaten des Herrn Jesu sei weit über die Grenzen des jüdischen Landes hinaus auch bis zu der Stadt Edessa in Mesopotamien gedrungen. Der König dieses Landes — so wird weiter berichtet — litt an einer unheilbaren Krankheit. Als er von den Wunderheilungen des Herrn hörte, sandte er an ihn einen Boten mit einem Briefe, in dem er ihn bat, zu ihm nach Edessa zu kommen und seine Krankheit zu heilen. Der Herr sandte ihm durch denselben Boten die folgende Antwort: „Selig bist du, daß du an mich geglaubt hast, ohne mich gesehen zu haben. Denn es steht von mir geschrieben: Die mich gesehen haben, werden nicht an mich glauben, damit die, welche mich nicht gesehen haben, glauben und dadurch leben. Was aber deine Bitte, ich möge zu dir kommen, betrifft, so muß ich hier alles, wozu ich gesandt bin, erfüllen und danach zu dem aufgenommen werden, der mich gesandt hat. Wenn ich aber aufgenommen bin, will ich einen von meinen Jüngern zu dir senden, damit er deine Krankheit heile und den Deinigen das Leben gebe". Und so soll es nach der Himmelfahrt des Herrn geschehen sein.

Niemand kann mit völliger Gewißheit sagen, ob etwas Wahres an diesem Bericht ist. Wohl wurde um das Jahr 300 dieser Brief in dem Archive zu Edessa aufbewahrt. Aber unsere heilige Schrift erzählt nichts von dieser ganzen Geschichte. So mag doch jenes Schreiben eine Fälschung sein. Wie oft aber werden Christenherzen das sehnsüchtige Verlangen gefühlt haben: O daß wir etwas von dem

Herrn selbst Geschriebenes hätten! Es ist begreiflich, daß man später sich überreich und überglücklich schätzte, wenn man etwas von seinen Kleidern oder seinem Kreuze oder seiner Dornenkrone zu besitzen meinte. Aber wieviel reicher würden wir sein, wenn wir Briefe von unserem Herrn besäßen! Daher denke ich, er muß ganz besondere und sehr wichtige Gründe gehabt haben, warum er seinen Jüngern nichts Derartiges hinterlassen hat. Und er muß gewiß gewesen sein, daß er solch Briefschreiben getrost seinen Jüngern überlassen dürfe.

Ja, an dem, was sie geschrieben, haben wir einen Brief Christi. Hat er doch ihnen verheißen: „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Er wird euch alles lehren und euch erinnern alles des, das ich euch gesagt habe. Denn von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen". Diese Verheißungen haben ihnen Mut gemacht, im Namen des Herrn zu predigen, sei es mit Worten, sei es mit Schriften. Sie sind gewiß gewesen, daß sie nicht ihre Gedanken und Meinungen redeten oder schrieben, sondern nur weitergaben, was sie von ihm gelernt hatten. Wohl hat man immer wieder ihre Lehre zu verdächtigen versucht; aber sie hat allen Angriffen Trotz geboten, und von Jahrhundert zu Jahrhundert hat die Christenheit neu erkannt, daß wir an unserem Neuen Testament in der That einen Brief Christi besitzen. Denn es hat immer wieder vermocht, was nur er vermag; es hat vermocht, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, die Leidtragenden zu trösten, die nach der Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden satt zu machen, die Mühseligen und Beladenen zu erquicken.

Aber freilich, die Annahme dieses Briefes Christi kann man verweigern. Unzählige sehen wir so thun. Die einen brauchen keinen Brief Christi, darum weisen sie ihn einfach ab, ohne ihn zu kennen. Die anderen haben über seinen Inhalt schon soviel Spott oder Kritik gehört oder kennen selbst so manches daraus, was ihnen nicht einleuchtet, daß sie sich sagen: Wer weiß, ob etwas davon wahr ist? Die dritten haben vielleicht bestimmt gefühlt, daß etwas davon wahr ist; aber das eben gefällt ihnen nicht, das hat sie beleidigt; so werfen sie das Wort Christi beiseite, wie man einen Brief, über den man sich geärgert hat, zerreißt und ins Feuer

wirft. Für die alle hat der Herr umsonst seinen Brief schreiben lassen. O, er hat ihnen soviel zu sagen. Er weiß, wie es mit ihnen enden wird, wenn sie es nicht hören. So sehnt sich sein erbarmungsvolles Herz, doch noch irgend einen Eindruck auf sie zu machen, daß sie sich besinnen, daß sie stille stehen und nachdenken und fragen. Darum möchte er ihnen noch einen anderen Brief schreiben, einen Brief, den sie lesen müssen, auch wenn sie nicht wollen, dem sie glauben müssen, der weiter zu ihnen redet, auch wenn er sie ärgert. Kennst du diesen Brief Christi?

Es ist nicht einer nur. Er würde ihn am liebsten in Millionen von Exemplaren schreiben. Doch es hängt nicht von ihm allein ab, wie viele dieser Briefe er zu stande bringt. Er gibt sich alle Mühe, aber es gelingt ihm nicht sehr oft. Manchmal versucht er es, muß es aber wieder aufgeben. Oftmals hat er schon etwas geschrieben, kann es aber nicht zu Ende führen. Und doch ruht beim Blick auf all die, welche von dem Worte Gottes nichts wissen wollen oder können, seine ganze Hoffnung allein darauf, daß sie diesen anderen Brief noch einmal zu lesen bekommen. Kennst du ihn nicht?

An die Christen in Korinth schreibt der Apostel Paulus: „Ihr, ihr seid ein Brief Christi, der gelesen wird von allen Menschen".

Ein Fürst wurde von Feinden schwer bedroht. Er sandte einen Boten an einen befreundeten, mächtigen Grafen und bat ihn um Hilfe. Als der Bote zurückkehrte und seinem Fürsten das Antwortschreiben überreichte, blickte dieser ihn einen Augenblick an und warf dann den Brief ungelesen ins Feuer. „Ich will ihn nicht lesen", sprach er zu dem Boten, „ich brauche ihn nicht zu lesen. Des Grafen schroffes „nein" steht unmißverständlich auf deinem Angesichte geschrieben." So kann ein Mensch ein Brief sein. Was der Bote bei dem Grafen erlebt hatte, die Ungeduld, mit der des Fürsten Bitte angehört, der Unmut, mit dem sie beantwortet wurde, hatten sich ihm ins Herz und damit auch aufs Angesicht geschrieben.

So soll der Christ ein Brief Christi sein. Wer ihn beobachtet, soll gleichsam etwas Besonderes lesen. Christus hat der Welt etwas unendlich Wichtiges zu sagen. Er will es ihr auf dem Wege sagen, daß er es den Christen aufprägt, so daß die Welt es vor Augen sieht, als läse sie einen Brief von dem Herrn.

Mit solchem Briefe hofft der Herr auszurichten, was alle

Bibeln und christlichen Bücher und Predigten nicht erzielen können. Denn dies alles kann man sich völlig aus den Augen und aus dem Sinne thun. Die Christen aber hat die Welt stets vor Augen, sie bewegen sich ja mitten in der Welt. Ist das, was man an ihnen sieht, wie ein Brief Christi an die Welt, so *muß* diese lesen, auch wenn sie durchaus nicht will. Und dem Inhalte dieses Briefes kann man sich nicht mit der Ausflucht entziehen: Wer weiß, ob es wahr ist! Der heiligen Schrift gegenüber, allen Predigten und Ermahnungen gegenüber kann man sich hinter seinen Unglauben verschanzen. Aber was man an den Christen sieht, das *sieht* man eben mit seinen eigenen Augen, das *kann* man nicht leugnen, so gern man auch will. Endlich, einen *solchen* Brief kann man nicht im Zorne zerreißen, wenn man etwas darin liest, worüber man sich ärgert. Werden uns etwa von einem Prediger Vorhaltungen gemacht, so können wir dagegen angehen und scharf erwidern, und will er nicht schweigen, so können wir uns immer mehr in Zorn hineinreden, bis wir ihn zum Schweigen gebracht und uns gegen seine Vorstellungen fest verschlossen haben. Aber ein Brief *sagt* ja eigentlich nichts. Wenn man etwas dagegen sagt, so schweigt er nur. Mit allem Poltern bringen wir ihn nicht aus seiner Ruhe heraus. Und doch redet er weiter. Wenn der bloße Anblick eines Christen der Welt etwas sagt, so kann sie dagegen gar nichts machen. Würde der Christ selbst etwas sagen, dagegen könnte man streiten. Aber er sagt ja nichts, die Welt hört nur etwas, wenn sie ihn ansieht. Da kann auch der Hochmütigste, der sich von keinem Menschen etwas sagen läßt, doch stillehalten. Schüttelt er auch heute ab, was er gelesen, so liest er es morgen schon wieder; geht er dem einen Briefe Christi aus dem Wege, so muß er ganz dasselbe vielleicht gleich darauf in einem anderen lesen.

Gewiß, auch gegen das alles kann der Mensch sich eisern verhärten. Nie kann er zum Glauben gezwungen werden. Aber zur Entscheidung soll er gezwungen werden. Und zu einer solchen Entscheidung, daß alle Schuld seiner Verwerfung des Christentums einzig auf *seiner* Seite liegt. Das ist's, was erreicht werden soll. Das ist's, wozu Christus will, daß alle, die wahre Christen sein wollen, Briefe von ihm sein sollen, die gelesen werden von allen Menschen und tiefen Eindruck machen.

Ein Brief Christi! Du sollst ein Brief Christi sein. Du kannst ein Brief Christi werden.

[17. Betrachtung: Du sollst ein Brief Christi sein.]

Der Prophet Jesaia (55, 5) hat einst von dem Volke Gottes geweissagt: „Heiden, die dich nicht kennen, werden zu dir laufen um des Herrn deines Gottes willen, der dich herrlich gemacht hat". Was der Herr seinem Volke schenken wird, soll so herrlich sein, daß Heiden, die davon hören, herbeigelaufen kommen, ob sie nicht an solch kostbaren Gütern teilhaben könnten. Die Christenheit ist das wahre Volk Gottes. Unendlich große und herrliche Güter sind ihr geschenkt. Dieser ihr strahlender Reichtum soll alle, die noch ferne sind, anlocken. Die Heiden, die mit Christen in Berührung kommen, sollen staunen über das Herrliche, das sie an diesen sehen; in ihren Herzen soll das Verlangen entbrennen, dasselbe Glück zu finden; sie sollen laufen, als könnten sie es nicht erwarten, laufen zu den Christen hin und bitten: O gebt auch uns, gebt unseren armen Seelen von eurem Reichtum, gebt unseren finsteren Herzen von dem Lichte, das über euch aufgegangen ist, laßt uns Elende teilhaben an der Herrlichkeit des Herrn! So sollen die Christen ein Brief Christi sein, an alle Heiden gerichtet, der ihnen bezeugt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Wer des Wassers trinken wird, das ich ihm gebe, den wird nimmermehr dürsten. So werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen".

Haben die Heiden das gelesen, wenn sie Christen kennen lernten? Sind sie zu ihnen gekommen, um an ihren Schätzen teilzuhaben? In der That, es ist geschehen. Voll Bewunderung und Verlangen haben die Heiden zu uns aufgeblickt und zu bekommen gesucht, was wir haben: Eisenbahnen und Telegraphen, Putz und Luxus, Branntwein und Gewehre, gezogene Kanonen und eisengepanzerte Kriegsschiffe, Pulver und Dynamit. Ist das die Erfüllung jener Weissagung?

Gott sei Dank, daneben gehen auch die echten Briefe Christi

in die Heidenwelt, die wahren Jünger des Herrn, und bringen den Armen von dem Reichtume Christi. Aber daß sie es ihnen erst bringen müssen, daß die Heiden nicht zu uns kommen, um es sich zu holen, das lehrt unwidersprechlich, daß zahllose Christen nicht sind, was sie sein sollen, nicht ein Brief Christi sind. Du aber, du sollst es sein.

Oder sollte das Wort des Apostels nur jene ersten Christen meinen, die von der Macht des Heidentums umgeben waren? Sollten die Christen nur in solcher Finsternis „scheinen können als Lichter in der Welt"? Gewiß, je dunkler die Nacht ist, desto auffallender leuchten die Sterne. Aber die Sonne leuchtet sogar am hellen Tage. Wenn das Licht deines Glaubens und Lebens nur hell genug ist, so wird es auch mitten in der Christenheit zu erkennen sein. Ist es hier auch nicht so auffallend wie in heidnischer Nacht, ach, es gibt um dich her so viele, in deren Herzen tiefe Schatten sich gelagert haben, die es wohl merken, wenn du ein Licht in dem Herrn bist. Es giebt soviele, denen du ein Brief Christi sein sollst.

Was soll darin zu lesen sein? Bedenke, ein Brief des Herrn an die Welt sollst du sein. Durch das, was man an dir sieht, will er der Welt zu Herzen reden, will er die Menschen zu sich locken. Wenn sie sehen, was du in deinem Glauben Besonderes hast, so sollen sie damit den Herrn rufen hören: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken". Wie einst seine Predigt nichts denn freudenreiches Evangelium war, so sollst du ein rein evangelischer Brief sein. Sonst magst du ein Brief Mosis, ein Brief des Elias sein, nimmermehr aber ein Brief Christi. Nur Anziehendes soll an dir zu lesen sein. Und dann: Es ist ein Unterschied zwischen Buch und Brief. Ein Brief ist eigens für den Adressaten berechnet; er nimmt darauf Rücksicht, was der verstehen kann und was er mißdeuten wird, was ihn interessiert oder ihm gleichgültig ist.

Es gibt aber manches am Christentum, das die Welt nur falsch verstehen kann, wodurch sie darum nur vom Christentum zurückgestoßen wird. Wenn du etwa über deine Sünde betrübt oder durch das allgemeine Sündenelend gebeugt bist, so wisse, daß die Welt das nicht verstehen kann. Liest sie das, zeigst du der

Welt ein düsteres, strenges, klägliches Angesicht, so hört sie daraus den Ruf: Hüte dich vor dem Christentum! So laß sie das nicht bei dir lesen! Der Herr hat gesagt: „Wenn du fastest, so salbe dein Angesicht". Der Ernst, die Trauer des Christen gehört nicht vor die Außenwelt, das behalte für dich allein vor dem Angesichte des Herrn!

Oder du betest gern, du kommst gern zum Gottesdienste, liest gern in frommen Büchern. Bedenke, die Welt versteht das nicht. Denn ihr ist das alles noch widerwärtig. So laß sie auch davon nichts in dem Briefe lesen. Schweige vor ihr davon. „Bete zu deinem Vater im Verborgenen!"

Oder du liebst diese oder jene Vergnügungen nicht mehr. Das kann die Welt nicht verstehen. Denn sie liebt derartiges noch. Wolltest du das betonen, so würde die Welt meinen, darin bestünde das Christentum, daß man keine Freude mehr hätte; so würde sie nur vom Glauben abgeschreckt werden. Darum schweige lieber davon. Oder wenn es doch auffällt, daß du dich davon fern hältst, wenn du siehst, wie man das mißversteht, nun, so suche diesem Unheile, da man darin ein Erkennungszeichen des Glaubens sehen will, ernstlich zu wehren, etwa dadurch, daß du aus Liebe zu den Irrenden einmal von solchem Vergnügen dich nicht ganz fern hältst.

Nein, ganz andere Dinge soll die Welt an dir sehen. Ein Schiff wurde von den Wellen hin und her geschleudert. Es war vom Sturme so zugerichtet, daß man es nur mit der größten Anstrengung noch über Wasser erhalten konnte. Wilde Verzweiflung hatte die Passagiere ergriffen, da im nächsten Augenblicke sie alle in der Tiefe begraben sein konnten. Einer unter ihnen jedoch hatte sich mit einem Strick an den Stamm des Mastes gebunden, damit ihn die Wellen nicht über Bord spülten. Da stand er, die Hände gefaltet, nicht zitternd, nicht jammernd, getrost in seinem allmächtigen und gnädigen Herrn. Zur rechten Zeit noch ist ihnen Rettung gekommen. Nach einigen Wochen, als jener Mann wieder in seiner Heimat angelangt war, klopfte es an seine Thür. Ein Fremder trat herein. „Gott sei Dank, daß ich Sie endlich aufgefunden habe! Ich war mit auf jenem Schiff in dem furchtbaren Sturm. Ich habe Sie bewundert, daß Sie dem Tode so ruhig ins Auge sehen konnten. Sagen Sie mir, woher haben Sie diese übermenschliche

Kraft! Helfen Sie mir, daß ich auch Ruhe finde!" Einen Brief Christi hatte er gelesen, als er jenen gläubigen Christen sah. Und was er gelesen, zog ihn hin zu dem Herrn.

Wenn dich ein schweres Leid getroffen hat, und du bleibst *stille* unter deinen Thränen, du murrest nicht, du ringst nicht die Hände, du jammerst nicht: „warum das, o warum?", sondern beugst dich stille unter Gottes Hand, daß man, ob du gleich es nicht aussprichst, doch *sehen* muß, wie es in deinem Herzen heißt: „Es ist der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt"; dann bist du ein Brief Christi, in dem die Menschen lesen: Es ist doch etwas Großes um den Glauben.

Wenn du mit bösen Menschen zu thun hast, wenn du beleidigt, zurückgesetzt, schwer geschädigt bist, und du wirst nicht wild aufgeregt; du thust vielleicht, was du kannst, um dem Unrechte zu wehren, aber du bleibst frei von Bitterkeit und Haß; du gehst so ruhig deines Weges weiter, daß man *sehen* muß, wie nichts dir deinen inneren Frieden rauben und dich aus der Geborgenheit in Gottes Schutze reißen kann; dann bist du ein Brief Christi, in dem die Welt liest: Selig, ja selig sind die Friedfertigen.

Wenn du wahrhaftig, ehrlich, treu wie Gold bist, daß man weiß, es bedarf keiner Beteuerungen, damit man dir glaube, es bedarf keiner schriftlichen Kontrakte, damit das Geschäft sicher abgeschlossen sei, es bedarf keines Nachwägens, keines Nachrechnens, keiner Revision; — wenn du herzlich und freundlich bist, auch dann, wenn du dich nicht wohlfühlst; wenn du milde im Urteilen bist, und man es dir anfühlt, daß es dich schmerzt, wenn andere so aburteilen und richten und verdammen — o, du brauchst nicht blind gegen die Fehler der Menschen zu sein, aber wenn du nie deine Lust daran hast, sie nicht übertreibst, lieber gar nicht davon redest, auch ihr Gutes hervorhebst und *darüber* dich freust; — wenn du nichts nachträgst, sondern nicht nur vergeben, auch vergessen kannst; — wenn du keinen anderen verdrängen, nie auf anderer Kosten dich erheben magst, wenn man klar merkt, daß nicht mehr der Egoismus Herr über dich ist, sondern die Liebe — siehe, das sind Dinge, die auch die Welt versteht, die sie zu schätzen weiß, nicht aber besitzt. Wo sie derartiges sieht, da liest sie einen Brief Christi: Wer an mich glaubet, von des Leibe werden Ströme

lebendigen Wassers fließen: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit.

Aber beachte wohl: Lesen soll man es an dir, nicht hören von dir. Nicht sagen sollst du, was du alles in deinem Glauben vor anderen voraus hast. So stille wie ein schweigender Brief soll es sein. Aufdrängen läßt es sich nicht. Darum sollst du es auch nicht zeigen wollen. Sonst wird es ein Brief von dir, in dem zu lesen ist, was für ein ausgezeichneter Mensch du bist. Der Brief soll aber nur von Christo sein und von Christo handeln. Darum kann nur das Eine zum Ziele führen, daß du ein Brief Christi werdest. Du mußt anders werden, als du bist. Und der, welcher will, daß du sein Brief werdest, ist auch bereit, dich dazu zu machen. Halte nur ihm stille!

[18. Betrachtung: Du kannst ein Brief Christi werden.]

Der Apostel beschreibt uns, auf welche Weise Christus einen Brief zu stande bringt. „Ihr seid ein Brief Christi, durch unseren Dienst zubereitet." Ja, Christus ist es, der da schreibt, was die Welt lesen soll. Aber er will es nicht direkt, nicht vom Himmel herab, nicht durch Einströmen unsichtbarer Kräfte, nicht durch Gesichte und geheime Offenbarungen thun. Sie alle in Korinth, die etwas vor dem Herrn geworden sind, sind es geworden durch den Dienst des Apostels, durch das gepredigte oder geschriebene Wort Gottes.

Das ist die wahre Bedeutung der Predigt: Das Wort Gottes, das sie verkündigt, ist wie eine Feder, das Herz der Hörer wie ein ausgebreitetes Blatt, das mit Schriftzügen bedeckt werden soll. Doch, wie könnten Menschen in das Herz hineinschreiben? Sie können die Ohren mit dem Schalle der Worte erfüllen, sie können vielleicht dem Verstand etwas klar machen, daß er es richtig erfaßt, können das Gefühl erregen, können den Willen bestimmen. Aber hinter dem allen liegt das, was die Schrift das Herz nennt, und über das Herz haben alle Menschenworte keine Gewalt. Und doch kommt eben auf das Herz alles an. Wie von dem Herzen unseres

Körpers alles Blut ausgeht, so geht von dem Mittelpunkt unseres geistigen Lebens, diesem unsichtbaren Herzen, alle geistige Kraft und Bewegung aus. Was im Herzen geschrieben steht, das steht überall bei uns geschrieben, das kann man an uns lesen.

Soll im Herzen eine neue Schrift entstehen, so bedarf es noch eines anderen als der Menschenworte: „Nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes". Nicht ohne den Dienst des gehörten oder gelesenen Wortes Gottes will er schreiben. Aber diese Schrift will der Geist des lebendigen Gottes in unser Innerstes hineintragen, hineinprägen. Von ihm kommt es, wenn du einmal bei einer Predigt oder bei der Erinnerung an eine göttliche Wahrheit ein Gefühl hast, als werde an den Mittelpunkt deines Innern gerührt, als stocke der Kreislauf deines geistigen Lebens, als setze sich da inwendig etwas fest in dir. Der Geist des lebendigen Gottes!

Wenn nur das Herz ihm stillehalten wollte! Das ist das einzige, was von uns gefordert wird. Es ist aber nicht wenig. Denn, wie das Sprichwort sagt, Papier ist geduldig. Es hat ja kein Gefühl, es wird nicht dadurch verletzt, wenn auf ihm geschrieben wird. Unsere Herzen aber haben Gefühl, und darum sind sie nicht geduldig. Sagt doch auch der Apostel: „Nicht in steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Tafeln des Herzens". Gerade so, wie die zehn Gebote in die steinernen Tafeln eingeschrieben, also hineingegraben, hineingehauen waren, so soll, was Gottes Finger schreibt, nicht auf die Wände des Herzens, sondern in das Herz hineingeschrieben werden. Und doch ist unser Herz kein fühlloser Stein. Wird dem Herzen etwas eingegraben, so zuckt es vor Schmerz zusammen. Schon mancher hat dann bitterlich weinen müssen; schon mancher ist dann zornig geworden, vielleicht auf den Prediger, der ihn so verletzte; schon mancher, der es zuerst gleichsam überrascht und verwirrt sich gefallen ließ, hat nachher so brennenden Schmerz gefühlt, daß er nichts unversucht ließ, die Schrift wieder aus seinem Herzen auszutilgen. Und freilich, solange das, was der Herr in uns schreiben will, nicht fertig ist, kann man es wieder auslöschen.

Was ist es denn, das der Geist des lebendigen Gottes schreiben will? Was steht in dem Herzen jedes wahren Christen? Meinst du, das sei doch ganz verschieden bei den verschiedenen Menschen?

Dem einen müsse dieses, dem anderen jenes erst eingeprägt werden; zu dem einen rede der Herr freundlich und sanft, zu dem andern strenge und scharf? Wohl; aber wenn die Schrift fertig ist, so lautet sie bei allen völlig gleich. Wäre auch das eine Herz das eines Deutschen, das andere das eines Südseeinsulaners, gehörte das eine einem Könige, das andere einem Bettler, das eine dem berühmtesten Gelehrten, das andere der unwissendsten Magd — ist die Schrift vollendet, so stimmt sie bei allen genau überein. Der Eindruck, den sie macht, kann ein verschiedener sein, weil das Material, womit der Herr zu thun hat, das Herz, so verschieden ist, das eine härter, das andere weicher, das eine so widerspenstig, daß es viel länger währt, bis die Arbeit gethan ist, als bei dem anderen. Aber der Inhalt ist stets derselbe.

Welcher ist es? Es ist nichts als ein einziger Name, den der Herr in unser Herz hineinschreibt. Ist der Name fertig, so ist der ganze Brief Christi fertig, so ist der Christ fertig. Kennst du den Namen nicht? „In meines Herzens Grunde dein Nam', Herr Christ, allein funkelt all' Zeit und Stunde, des kann ich fröhlich sein." Jesus Christus schreibt *seinen* Namen in unser Herz.

Dünkt dich das *zu wenig* zu sein? O, dieser Name ist unendlich groß. Wo er wirklich steht, da erfüllt er das ganze Herz, nichts hat noch Raum neben ihm. Und wo er in einem Herzen steht, da strömt von ihm aus neuer Trieb, neue Kraft, neues Leben in den ganzen Menschen hinein, daß das Neue an allen Punkten des Lebens zu lesen ist.

Oder dünkt es dich so *leicht*, diesen Namen in ein Menschenherz einzuschreiben? Ja, auf ein leeres Blatt Papier ist nicht schwer zu schreiben. Wie aber, wenn es schon von oben bis unten beschrieben ist? In eine glatte Steintafel eine Inschrift zu gravieren, ist nicht so schwer. Wie aber, wenn sie schon ganz mit einer eingehauenen Inschrift bedeckt ist? Und es gibt kein Menschenherz, das noch wie ein unbeschriebenes Blatt Papier wäre. Es ist schon von oben bis unten beschrieben. Wieder ist es nur Ein Wort, aber zahllos oft in immer neuen Formen und Verzierungen ist es eingeprägt. Das alles muß erst ausgelöscht, herausgehauen werden, ehe Jesu Name Platz findet. Das macht alle Mühe des Geistes

des lebendigen Gottes so oft umsonst. Denn das ist es, was dem Herzen am wehesten thut. Das will's nicht leiden.

Dieses eine Wort, das jedes Menschen Herz, so wie es von Natur ist, ganz erfüllt, ist das kleine und doch so große Wort: Ich! Das steht überall in der Kammer des Herzens, darin über das Unsichtbare nachgedacht wird: Ich bin klug und weise; was ich nicht selbst gefunden habe, das nehme ich auch nicht an; was sich nicht mit meinem Verstande reimt, das ist nicht vorhanden; was meiner Vernunft nicht klar ist, das ist auch nicht wahr! Das steht an allen Wänden der Kammer des Herzens, darin Rat gepflogen und Entschlüsse gefaßt werden: Ich habe meinen eigenen Willen; und ich weiß, was ich will; mir hat keiner dreinzureden; wie ich bin, so bin ich und will ich sein; was mir recht ist, was mir lieb und angenehm ist, das thue ich. Kurz, das „Ich" ist die alles beherrschende, alles bestimmende Macht.

Sie muß gestürzt werden, damit die Macht des Herrn in dir aufgerichtet werde und mit ihm das ganze Gefolge der Demut und Liebe und Sanftmut und Freundlichkeit und Glaubenszuversicht und Todesfreudigkeit, und wie sie alle heißen, die Tugenden, die der Welt imponieren können. Dieses Ausmerzen des „Ich" ist so schmerzhaft, daß viele Christen nie die Schrift Christi fertig werden lassen. Sie haben so oft gehört, daß wir ohne Christum verloren sind; darum wollen sie seinen Namen in ihrem Herzen haben. Aber die alte Schrift soll nicht oder doch nur teilweise getilgt werden. Das „Ich" haben sie zu lieb, es soll bleiben. Weil ihnen aber davor auch etwas bange ist, so soll der Name Jesu darüber stehen. So reden sie von Jesu und leben nach dem Ich. Was man von ihnen hört, ist christlich; was man an ihnen sieht, ist unchristlich.

So muß die Welt sie für Briefe Christi ansehen, und doch sind sie es nicht. *Gefälschte* Briefe Christi sind sie. Unaussprechlich groß ist das Unheil, das sie anrichten. Hätte nur der Geist des lebendigen Gottes nie versucht, etwas in ihr Herz zu schreiben! Dann würden sie doch nicht die Welt so furchtbar irreleiten und den Namen des Herrn lästern machen und die Menschen von Christo forttreiben können. Auf sie weist die Welt hin und höhnt: „*Das* sind die Frommen, *das* die „Gläubigen"! Unerträgliche Menschen! Da sieht man, was das Christentum aus den

Menschen macht: Eingebildete, hochmütige Scheinheilige, die alle anderen verachten und verdammen; lieblose, abstoßende Egoisten —! Sie prahlen mit ihrem Gottvertrauen; aber wenn's einmal gegen ihren Willen geht, dann jammern sie wie alle anderen. Sie sagen, der Glaube überwinde den Tod; aber wenn sie krank sind, dann zittern sie ebenso wie alle anderen vor dem Sterben".

Hier liegt die Schuld, warum es so wenig echte Briefe Christi gibt: Man hält dem Wort und Geist des lebendigen Gottes nicht stille, wenn das alte „Ich" ausgefegt werden soll. Hier muß es anders mit uns werden: Von ganzer Seele müssen wir ersehnen: Nicht ich, Christus lebe in mir!

Ach mein Gott, gib mir Gnad',
Mich ernstlich zu befleißen,
Zu sein ein wahrer Christ
Und nicht nur so zu heißen.
Denn welcher Nam' und That
Nicht hat und führt zugleich,
Der kommet nimmermehr
Zu dir ins Himmelreich.
Amen.

VII.

Im Vaterhause und doch verloren!

[19. Betrachtung: Bist du im Vaterhause?]

Luk. 15, 25—32. Aber der älteste Sohn war auf dem Felde; und als er nahe zum Hause kam, hörte er das Gesänge und den Reigen, und rief zu sich der Knechte einen und fragte, was das wäre. Der aber sagte ihm: Dein Bruder ist kommen, und dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wieder hat. Da ward er zornig und wollte nicht hineingehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn. Er aber antwortete und sprach zum Vater: Siehe, soviel Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten; und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Nun aber dieser dein Sohn kommen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet. Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. Du

sollteſt aber fröhlich und gutes Muts ſein; denn dieſer dein Bruder war tot und iſt wieder lebendig worden, er war verloren und iſt wiedergefunden.

Vielen Chriſten iſt das Gleichnis vom verlorenen Sohne beſonders teuer und wert. Predigt es doch in herzergreifendem Tone den Mittelpunkt des Chriſtentums, die unendliche Erbarmung Gottes, die unverdiente, ſelige Vergebung der Sünden! Wie viele haben in der Geſchichte dieſes Sohnes ihre eigene Geſchichte wiedergefunden; wie viele durch ſie den Mut gewonnen zu dem großen Entſchluß: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen; wie viele durch ſie die Zuverſicht erlangt, an die alles Denken überſteigende Gnade Gottes zu glauben! Wohl kein anderer Abſchnitt der heiligen Schrift hat ſo viele Augen mit Thränen gefüllt, mit Thränen der Scham und mit Thränen der Freude.

Aber, iſt es nicht ſehr auffallend: Was die Herzen ſo gewaltig ergriff, das war nicht die ganze Geſchichte, ſondern nur ihre erſte Hälfte. Nennt man ſie doch immer „das Gleichnis vom verlorenen Sohn“, während doch von dieſem eigentlich nur der erſte Teil handelt, der zweite dagegen von dem älteren Bruder. Und doch iſt dieſe zweite Hälfte von dem Herrn nicht als ein Nachtrag, ſondern als die Hauptſache gemeint, die erſte Hälfte gleichſam nur als Einleitung dazu. Das Schlußwort des Ganzen: „Du ſollſt aber fröhlich und gutes Muts ſein“, iſt das Ziel der geſamten Erzählung. Denen ruft der Herr dies zu, die gemurrt hatten, weil er „die Sünder annahm“. Sie malt er in dem Bilde des älteren Sohnes. Vor dieſem ihrem Bilde ſollten ſie ſich ſchämen, wie der, welcher ſich für ſchön gehalten hat, ſich ſchämt, wenn er im Spiegel ſieht, wie ſchmutzig ſein Angeſicht iſt. Darum darf dieſer zweite Teil nicht über der Herrlichkeit des erſten vergeſſen werden.

Oder ſollte er dich nicht meinen können? Gleichſt du gewiß nicht dem älteren Bruder? „Ein Menſch hatte zwei Söhne“, ſo beginnt die Erzählung. Wer in der Chriſtenheit iſt dem einen, wer dem anderen zu vergleichen? Der eine reißt ſich los von ſeinem Vater, kehrt dem Vaterhauſe für immer den Rücken. Er braucht den Vater nicht, er will ihm nicht mehr gehorchen. Das iſt das Entſcheidende. Ob ſie ſich nun in Schande und Laſter ſtürzen oder vor den Menſchen anſtändig leben, ob ſie über den

Glauben öffentlich spotten oder nichts von Feindschaft gegen das Christentum zeigen, das macht keinen wesentlichen Unterschied. Wer ohne Gott den Herrn fertig werden und nach seinem eigenen Willen leben will, der ist der verlorene Sohn. Denn er hat seinen Vater verloren, und Gott hat ihn verloren.

Der ältere Sohn ist beim Vater geblieben und folgt dessen Willen. Er will nicht fort aus dem Vaterhause, in dem er aufgewachsen ist. Das ist die andere Hälfte der Christenheit, ach, wohl nur die kleinere Hälfte. Aber wer wollte sich nicht darüber innig freuen, daß doch manche aus dem Vaterhause, in dem sie aufgewachsen sind, aus dem Christentum nicht hinauswollen, daß sie bei Gott bleiben, nicht gegen ihn sündigen wollen! Sie beten noch, sie kommen noch in sein Haus und zu seinem Altare, sie fragen noch, was sein heiliger Wille ist.

Muß nicht Gott auf sie mit innigem Wohlgefallen blicken? „Der arme Vater", so werden die Leute gesagt haben, als sie erfuhren, daß sein jüngster Sohn so frech gegen ihn geredet und im Leichtsinn und Trotz das Elternhaus verlassen hatte. „Der arme Vater! Aber welch ein Glück für ihn, daß er den anderen Sohn noch hat! Das wird ihm den großen Schmerz, den der Taugenichts ihm bereitet, ertragen helfen. Denn was für ein braver Sohn ist dieser älteste! Wie geht er so ruhig seines Weges, wie treu und fleißig dient er dem Vater! An dem kann man doch gar nichts aussetzen."

Ja, was für ein Schmerz muß das für Gott sein, daß soviele, die er in der Taufe zu seinen Kindern angenommen hat, von ihm abfallen! Es wird Eltern, die an ihren Kindern mit warmer Liebe hängen, nicht leicht, wenn sie ein Kind in die Ferne fortziehen lassen müssen. Aber wie bitter ist ihnen das, wenn ein Sohn nur deshalb aus dem Elternhause fort will, um seine Eltern gleichsam los zu werden, wenn sie sich darauf gefaßt machen müssen, daß er niemals heimkehren wird, daß er für sie verloren ist! Und das muß Gott immer wieder erleben, an vielen Tausenden erleben! Was für ein Schmerz das für ihn ist, das kann man aus der jubelnden Freude heraushören, die er bei der Rückkehr dieses verlorenen Sohnes im Gleichnis empfindet: „Tot — lebendig geworden; verloren — gefunden!" Muß nicht sein Vaterauge, das

von all den Verlorenen sich in tiefer Betrübnis abwendet, auf den anderen, die im Vaterhause geblieben sind, mit um so größerer Freude ruhen? Sind nicht wenigstens diese völlig sicher, daß sie ewig bei ihm sein werden?

Aber, welch ein furchtbares Wort hat der Herr Jesus einst über die ausgesprochen, von denen er damals unter dem Bilde des im Vaterhause gebliebenen ältesten Sohnes redete! „Die Zöllner und Sünder mögen wohl eher ins Himmelreich kommen denn ihr!“ Wie? Von den verlorenen Söhnen und Töchtern erwartet er noch eher, daß sie einst auf ewig im Vaterhause wohnen werden, als von denen, die auf Erden niemals das Vaterhaus verlassen haben? Ist das nicht völlig undenkbar?

Nun, nicht alle, die Gott nicht äußerlich verlassen haben, meint er mit dem entsetzlichen Worte. Es gibt noch neben jenen beiden Söhnen eine dritte Klasse von Christen. Das sind die, welche nicht Gott den Rücken gekehrt haben und doch auch ganz anders sind als der älteste Sohn. In diesen Kreis möchte der Herr alle, alle einführen. Darum ruft und lockt er den Verlorenen, daß sie heimkehren zu ihm: „Kehre wieder, kehre wieder, der du dich verloren hast! Sinke reuig betend nieder vor dem Herrn mit deiner Last!“ Und dahin ruft und lockt er auch die anderen; dazu erzählt er dies Gleichnis, damit die, welche dem ältesten Sohne gleichen, mit Schrecken erkennen, was auch ihnen fehlt, und wahre Kinder ihres Vaters werden mögen.

Die Verlorenen werden niemals ins Himmelreich kommen, wenn sie bleiben, wie sie sind. Aber die dem anderen Sohne gleichen, werden auch nicht hineinkommen, wenn sie nicht völlig neue Menschen werden. Auch sie sind thatsächlich verloren, nur in anderer Weise als jene. Ja, so sagt der Herr, jenen wird es noch leichter, anders zu werden als diesen. Denn jene können leichter erkennen, was ihnen fehlt, als diese. Fern von Gott müssen sie ja „darben“. Diese aber können meinen, ihnen fehle nichts. Sie haben sich ja nicht in solche Abgründe gestürzt wie jene. Sie sind ja wirklich fromm im Vergleiche zu jenen. Sie haben ein Recht, beim Blick auf die Gottlosen, Glaubenslosen, Sündenvollen zu sagen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie jene! Das Gute, das sie haben, macht sie blind gegen das

Gute, das ihnen fehlt und das doch das Eine ist, was Gott bei allen sucht.

Wir sind im Vaterhause? So droht uns diese ärgste aller Gefahren. Sie droht auch denen, die für völlig unmöglich halten, daß sie auch nur im allergeringsten dem ältesten Sohne ähnlich sein könnten, weil sie ja den Weg des jüngsten Sohnes gegangen seien. Man kann aber sich in der Fremde ohne Gott herumgetrieben haben und zum Vater heimgekehrt sein und doch früher oder später dem ältesten Sohne gleich werden. Und dann muß der Herr klagen: Als du noch ein gottloser Sündenknecht warst, konntest du leichter ins Himmelreich kommen als jetzt! Denn damals konntest du leichter einsehen, was dir fehlte. Jetzt hast du das Gebet und das Wort Gottes lieb, jetzt redest du fromm, jetzt hütest du dich vor groben Sünden; und doch fehlt jetzt auch dir das Eine, das ich bei allen suche. Du seufzest vielleicht über die „Verlorenen", du unternimmst vielleicht allerlei, um sie zu retten; und doch bist auch du verloren, nur in anderer Weise als jene.

Erschütternde Wahrheit! O daß sie mit göttlicher Gewalt unser Herz ergriffe! Man kann im Vaterhause sein, mag man nun nie es verlassen oder zu ihm zurückgekehrt sein, und kann doch verloren gehen! Wir könnten unser Gleichnis auch überschreiben: Von den beiden verlorenen Söhnen.

[20. Betrachtung: Im Vaterhause und doch kein Kind des Vaters.]

Im Vaterhause und doch verloren! Das zeigt uns der älteste jener beiden Söhne. Wir bedenken zuerst seine Sünde und dann sein Elend.

„So viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten", so sagt dieser Sohn zu seinem Vater. Gewiß sagt er zu viel; denn wo wäre ein Kind, das sich niemals irgend etwas hätte zu schulden kommen lassen! Doch lassen wir ihm seinen Selbstruhm. Denn soviel ist ja wahr: Den Schmerz, den sein Vater an dem anderen Sohne erleben mußte, hat dieser ihm nicht bereitet. Aber wenn er nicht mehr von sich sagen kann, so soll

er sich nur nicht einbilden, daß der Vater mit ihm zufrieden sei! Ist denn ein Vaterherz zufrieden, wenn ihm sein Kind nur nicht direkten Schmerz bereitet? Will das Vaterherz nicht positive Freude an seinem Kinde erleben? Und Freude hat dieser Vater auch an dem ältesten Sohne nicht gehabt.

Warum ärgert sich dieser Sohn so tief, warum kann er im bitteren Zorne sich darüber beschweren, daß der Vater sich über den jüngeren Bruder und dessen Heimkehr so sehr freut? Weil er seinen Vater noch nie so froh gesehen hat, weil er fühlt, daß dieser sich über ihn noch nie so innig gefreut hat. Und er urteilt vollkommen richtig. Er hat trotz allem, was er that, dem Vater keine Freude gemacht. Und das schon ist einem Vaterherzen tiefer Schmerz. Das ist ja der Unterschied zwischen einem Knechte und einem Kinde: Unser Knecht thut genug, wenn er nur „dient und das Gebot nicht übertritt". Von unserem Kinde aber erwarten wir etwas ganz anderes, verlangen wir unendlich viel Höheres. Jubel ist in einem Hause, wenn ein Kind geboren ist, nicht aber, wenn man einen neuen Knecht bekommen hat. Denn an seinem Kinde kann und will man etwas völlig anderes haben als an seinem Knechte. Kann von einem Sohne nichts mehr gesagt werden, als von einem Knechte, so ist er eben nicht ein Sohn, so ist er ein verlorener Sohn, so blutet dem Vater sein Herz über solch einem Kinde. Mag dieser Mensch noch so stolz darauf sein, daß er nicht ungehorsam gegen seinen Vater gewesen sei, vielmehr ihm gedient habe — wäre er aus dem Vaterhause fortgezogen, so hätte sein Vater nur einen guten Knecht zu dingen gebraucht und der Sohn wäre vollständig ersetzt gewesen. Denn das Eine, was der Vater von seinem Kinde erwartete, fand er nicht bei ihm.

Was ist dies Eine? Sehet die Freude des Mannes in unserem Gleichnis, da der jüngste Sohn heimgekehrt ist! So tief ist sie, daß er darüber in einem Augenblick all das nagende Herzweh vergessen kann, das ihm dieser Sohn angethan hatte; so mächtig ist sie, daß er das ganze Haus in Bewegung setzen und ein allgemeines Freudenfest veranstalten muß; so strahlend ist sie, daß er verlangt, alles um ihn her solle in seinen Jubel miteinstimmen: „Lasset uns essen und fröhlich sein!", daß er es nicht ertragen kann, als er erfährt ein einziger freue sich nicht mit; er muß von dem Festmahl

aufstehen und, seine väterliche Autorität schier vergessend, zu dem ältesten Sohne „hinausgehen“ und ihn „bitten“, doch auch „fröhlich und gutes Muts“ zu sein. Was hat denn der jüngste Sohn gethan, das den Vater so unendlich erfreut?

Der von der Arbeit auf dem Felde zurückkommende Sohn fragt einen Knecht, was der freudige Lärm zu bedeuten habe. Ein Knecht hat natürlich keine Ahnung von dem, was eines Vaters Herz bewegt. Er erklärt sich die große Freude mit den Worten: „Er freut sich, daß er ihn gesund wieder hat“. Wie anders lauten des Vaters Worte! „Mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wieder gefunden.“ Was will er damit sagen? Tot? Aber, er war doch nicht gestorben in der Fremde! Ja, so hatte der Knecht diese Worte verstanden: Er freut sich, daß er nicht gestorben, sondern noch gesund ist. Der Vater aber meint nicht, dieser Mensch war tot, sondern: dieser mein Sohn, der Sohn in ihm war tot. Was ein Kind besonderes haben muß, wenn es anders ein Kind seines Vaters sein soll, das war in ihm erstorben und ist nun wieder lebendig geworden. Und: Verloren? Wie? Wußte der Vater nicht mehr, wo der Sohn geblieben sei? Konnte er das nicht in Erfahrung bringen? Nein, seinen Sohn hatte er verloren gehabt; das Herz des Kindes, das er verloren hatte, das gehörte ihm nun wieder. Da dieser Sohn aus dem Vaterhause fortzog, war keine Liebe zum Vater in seinem Herzen; nun aber liegt er an seines Vaters Brust und weint in überschwenglicher Freude. Sein Herz ruht an des Vaters Herzen, wahre Liebe zum Vater erfüllt ihn.

Das ist es, was einen Vater an seinen Kindern erfreut! Gott hat in Wirklichkeit keine Kinder, wenn er nicht ihre Liebe hat. Knechte mag er haben, vielleicht treue, fleißige, zuverlässige Knechte; nicht aber Kinder, an denen er seine Freude sieht. Das ist unumstößliche Wahrheit, und damit gilt es vollen Ernst zu machen, rücksichtslos gegen alle, die sich damit begnügen, Knechte zu sein und darauf sich noch etwas einbilden; nein, gerade aus Rücksicht auf sie, damit sie erkennen, daß ihnen noch alles fehlt, damit sie Kinder werden mögen.

Wenn du ein Bild mit der Unterschrift „Vaterfreude“ malen möchtest, was würdest du darzustellen suchen? Nicht wahr, es

müßte einen Augenblick wiedergeben, wo der Vater tief fühlt, wie lieb ihn seine Kinder haben! Es kann ein Vater stolz sein, wenn aus seinem Sohne etwas Tüchtiges oder gar Großes geworden ist. Aber wenn dadurch seines Sohnes Herz ihm entfremdet wurde, so hat er doch keine Freude daran. Es kann einem Vater erwünscht sein, wenn sein Sohn ihm hilft bei der Arbeit. Aber wenn das nicht aus Liebe geschieht, etwa nur deshalb, weil gerade keine andere Arbeit, kein Verdienst zu finden ist, dann hat der Vater keine Freude daran. Aber das ist Vaterfreude, wenn er von der Arbeit nach Hause kommt und die Mutter mit dem Kleinen auf dem Arm ihm entgegengeht und plötzlich das Kind hell auffjauchzt, weil es den Vater schon aus der Ferne erkennt und ihm die Arme entgegenstreckt, daß die Mutter es kaum noch halten kann, — da strahlt helle Freude aus den Augen des Vaters. Oder das ist Vaterfreude, wenn am Sonntagnachmittage die Kinder so wunderschön miteinander spielen und die ganze Welt vergessen zu haben scheinen; da tritt der Vater zu ihnen und fragt: Wollen wir einmal zusammen einen Spaziergang machen? Jubelnd drängen sich die Kinder um ihn und bitten so glücklich: Ja, ja, mit dir! Wäre es auch das Unbedeutendste, das ein Kind für seinen Vater thut, — sieht er Liebe darin, so ist's ihm Herzensfreude.

Ist aber keine Liebe da, so möchte der Vater wie in Hilflosigkeit verzweifeln. Jener Sohn meint, sein Vater müsse über ihn sehr glücklich sein, weil er des „Vaters Gebot nie übertreten" habe. Doch wenn er das gethan hätte, wenn er ungehorsam gewesen wäre, so würde der Vater nicht ratlos gewesen sein. Denn Gehorsam läßt sich erzwingen. Er meint, der Vater habe sich über ihn sehr gefreut, weil er ihm „gedient" habe. Doch hätte er dies nicht gethan, — Dienst läßt sich erzwingen. Aber wo die Liebe fehlt? Sie ist das eine, was sich nie erzwingen läßt. Alles Gebieten, alles Drohen, alles Strafen ist da vollständig fruchtlos. Wo keine Liebe vorhanden ist, da kann ein Vaterherz nur seufzen und trauern. Er hat einen Sohn und hat doch keinen Sohn. Tot, verloren ist er für ihn. Mag die Welt ihn um einen so untadeligen Sohn beneiden, er möchte nur weinen über diesen Menschen.

Oder solltest du sagen, so seien doch nicht alle Väter? Nun ja, es gibt auf Erden Väter, die zufrieden sind, wenn sie von ihren

Kindern nur keine Schande erleben, die schon glücklich sind, wenn sie nur Gehorsam bei ihnen finden und Hilfe von ihnen haben. Aber wir sollen wissen, daß Gott nicht damit zufrieden ist. Warum sind irdische Väter oft so genügsam, daß sie nicht mehr als derartiges Äußerliches von ihren Kindern erwarten? Weil sie selbst so wenig wahre, tiefe, brennende Liebe im Herzen haben. Gott aber — ist die Liebe! Und wer Liebe hat, der hungert und dürstet danach, daß man ihn wieder liebe. Darum fordert es der Herr mit unerbittlichem Ernste: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften! Auf dieser Forderung muß er bestehen. Sein Wesen zwingt ihn dazu.

Wohl hat er noch vieles, vieles uns geboten. Aber das alles ist nichts weiter als Erklärung des einen, woran allein ihm alles liegt: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn! Und wenn du nie eins seiner Gebote übertreten hättest, wenn du nie auch nur leise daran gedacht hättest, dich seinem Gehorsam zu entziehen, wenn alle Christen dich wegen deines frommen Lebens bewunderten, — er sucht nur nach dem einen: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn! All dein Beten, dein Kirchgehen, dein Abendmahlsbesuch, all deine Rechtschaffenheit, dein Abscheu vor Sünden, deine guten Werke' sind nichts vor ihm, solange die wahrhafte Liebe zu ihm dir fehlt.

Davon ahnt dieser älteste Sohn nichts. Er würde es sehr übel genommen haben, wenn man ihm das klarzumachen versucht hätte. Daß sein Vater mit ihm, mit ihm nicht zufrieden sein sollte! Er wußte gar nicht, was Liebe ist. Ohne Zweifel gibt es sehr viele Christen, denen der Gedanke, Gott könne an ihnen etwas Wichtiges vermissen, ganz undenkbar ist. Woran kann man es denn erkennen, ob man wirkliche Liebe zu Gott hat?

Wir können es an dem Sohne, der da vom Felde kommt, lernen. Es ist sein Bruder, sein einziger Bruder, der in die Vaterarme heimgekehrt ist. Er aber wird zornig, daß man sich über dessen Rückkehr freuen kann. Er hätte lieber gesehen, dieser Bruder wäre im fernen Land in Not und Elend umgekommen. Und dem Vater, der betrübt zu ihm hinausgeht, ruft er zu: „Nun aber dieser dein Sohn gekommen ist —". Dieser dein Sohn, nicht aber: Dieser mein Bruder! Er will ihn nicht mehr als Bruder anerkennen.

Welch einen stechenden Schmerz wird des Vaters Herz bei solchen Worten gefühlt haben! Der Vater hat seinem heimgekehrten Kind alles vergeben und vergessen und hat nur das eine gesehen, daß der ihn wieder lieb hat. Dem ältesten Sohne aber ist es eine Lust, die Sünden des Bruders hervorzukehren, ja er nennt sie mit dem schärfsten, gemeinsten Namen, den er nur zu finden weiß. Von Liebe zum Bruder hat er nichts. Wie könnten wir uns darüber wundern, da er ja auch keine Liebe zum Vater kennt. Denn sobald sein Herz dem Vater gehört hätte, würde es auch dem Bruder gehört haben, den der Vater so lieb hatte. Wenn er den Vater geliebt hätte, so würde er ihm auch ähnlich geworden sein in der Liebe zu dem Verlorenen. Daran konnte er klar erkennen, daß es nichts als Selbstbetrug war, wenn er seinen Vater zu lieben meinte. Denn „wer da liebt den, der ihn geboren hat, der liebt auch den, der von ihm geboren ist"; „und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe" (1. Joh. 4, 21; 5, 1).

Wenn solche Geschichten wie diese von dem verlorenen Sohn unter uns ebenso auffallend geschehen, wenn so grobe und verachtungswürdige Sünder ebenso zerschlagen mit Thränen der Reue Gottes Gnadenangesicht suchen würden, so würden wir auch noch ganz dasselbe erleben, was uns von dem ältesten Sohn erzählt ist. Es würden alle die, welche Gott es vorhalten mögen, daß sie seine „Gebote nie übertreten" und ihm „so viele Jahre gedient" haben, sich mit Ärger und Verachtung von den heimgekehrten Verlornen abwenden; sie würden über die, welche sich dieser Unglücklichen annehmen und sie wieder als Brüder und Schwestern behandeln, höhnen und schelten. Doch es bedarf nicht erst so auffallender Bekehrungen, um zu erkennen, wie vielen, die im Vaterhause sind, die wahre Bruderliebe noch fehlt. Bedenke nur, wie du über die Sünden der andern redest, ob nicht auch du gleichsam mit Lust ihre Schwächen und Fehler und bösen Thaten hervorkehren und längst vergangene Sünden immer noch nicht vergessen kannst; wie du für ihr Böses so gern die allerschärfsten oder verächtlichsten Namen zu finden weißt; wie du nicht müde werden kannst, dich mit den andern zu vergleichen; vielleicht sogar vor andern, wenigstens aber doch in deinem Herzen! So erkennst du, daß dir das göttliche

Erbarmen, die Bruderliebe noch fehlt. Denn die Liebe zieht nicht die Sünden der andern ans Licht, sondern verdeckt sie.

Keine Liebe zum Vater, keine Liebe zu den Brüdern! Und doch kannst du dir einbilden, Gott könne nichts an dir aussetzen! Verloren bist du, ob du gleich im Vaterhause bist! O laß den Herrn dir es nicht umsonst gezeigt haben! Er ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.

[21. Betrachtung: Im Vaterhause und doch nicht reich!]

Gewiß, dem Sohne, der in der Fremde zu darben anfing, konnten leichter die Augen aufgehen über seinen Zustand als dem andern, der äußerlich bei dem Vater geblieben war. Wer keinen Gott mehr hat, kann eher erkennen, daß er ein elender Mensch ist, als der, welcher das Christentum nicht verwerfen will. Aber mit einem Herzen ohne Liebe im Vaterhause zu sein, ist auch Elend genug. An jenem Tage, da der jüngste Sohn aus der Fremde heimgekehrt war, ist es klar ans Licht gekommen, daß sich der älteste Sohn nie reich und glücklich gefühlt hat, daß auch er „gedarbt" hat, obwohl er in dem Hause seines reichen Vaters weilte.

Heller Jubel herrscht im Hause. Nicht nur der Vater ist so glücklich, noch glücklicher vielleicht der Sohn, der nicht mehr als Tagelöhner zu werden gehofft hatte und nun wieder den Fingerreif des Sohnes an seiner Hand trägt. Er wird nicht laut mitgesungen haben, denn es gibt Freude, die den Menschen stille macht. Aber seine Hände werden sich im Gebet erhoben und auf seinem Angesichte wird ein Leuchten der Freude gelegen haben und aus seinem Herzen wird es zum Himmel aufgestiegen sein: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen!" O, seinetwegen bedurfte es nicht des neuen Kleides, nicht des Festmahls. Er hat genug an dem einen, daß er seinen Vater wieder hat und seiner Liebe gewiß ist. Und derweil steht der andere Sohn draußen vor der Thür und „will nicht hineingehen"! Ein Sohn mag nicht ins Vaterhaus hinein! Einem Sohne ist das Vaterhaus

widerwärtig! Und das darum, weil er sich zu sehr über seinen Vater ärgert! Und doch war sein Vater heute ganz derselbe, der er immer gewesen war! Ja, nun wird es offenbar, daß dieser Sohn sich bei seinem Vater nie wirklich wohl gefühlt hat. All den in langen Jahren aufgespeicherten Ärger spricht er jetzt frei heraus. „So viele Jahre diene ich dir!“ Als harten Dienst hat er die Hilfe, die er seinem Vater leistete, empfunden. Eine saure Last war es ihm. „Und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre!“ Da sehen wir's: Er ist nie fröhlich gewesen. Und der Vater hat ihm nie genug gegeben. Um Lohn hat er gedient, und der Lohn war ihm zu gering. Um nachher den Vater zu beerben, blieb er im Hause; sonst wäre er viel lieber in die freie Welt hinausgezogen. Daß er den Vater hatte, das war ihm gleichgültig.

Wie viele mögen ihn um sein Glück beneidet haben, daß er der Sohn eines solchen Mannes war, eines Mannes von solcher Liebe und von solchem Reichtum! Er selbst aber wußte nichts davon, wie gut er es hatte. Er dachte nur immer an die großen Dienste, die er leiste, und an all das, was er gern gehabt hätte, aber nicht bekam. Elender Mensch! Arm zu sein ist doch längst nicht solches Elend, wie reich zu sein und sich mitten in dem Reichtum arm zu fühlen. Keinen Vater zu haben ist längst nicht so jammervoll, als einen solchen Vater ohnegleichen zu haben und doch nichts von Glück und Freude zu kennen. Wir wissen nicht, ob dieser Sohn endlich doch noch ins Haus hineingegangen oder ob er im Ärger fortgezogen ist. Wir möchten ihm wohl wünschen, er hätte seinen Vater verlassen. Vielleicht, wenn er des jüngsten Bruders traurigen Weg gezogen wäre, hätte er doch noch erkannt, wieviel er früher besessen und nicht zu schätzen verstanden hatte.

Denn wie groß war es doch in Wirklichkeit, was das Vaterhaus ihm bot! „Mein Sohn“, so sagt sein Vater zu ihm, „du bist allezeit bei mir, und was mein ist, das ist dein!“ Dieser Sohn hat immer nur berechnet, wieviel er an Essen und Trinken und Kleidung und barem Gelde bekam. Daß aber alles, was dem Vater gehörte, auch ihm mit gehörte, daß er sich an dem Hause und allem, was darin war, an Scheuern und Ställen, an Gärten und Wiesen und Feld mit freuen konnte, weil es ihm mitge-

hörte, das hat er nie gefühlt. Daß ihm alles, was der Vater besaß, zur Verfügung stand, wenn es für ihn gut war, daß etwa der Vater, wenn es nötig geworden wäre, sein gesamtes Vermögen daran gewandt hätte, um dem Sohne das Leben zu erhalten, das hat er nie empfunden. Arm ist er in all seinem Reichtum gewesen.

O, welch ein wundervolles Wort ist es doch, wenn der Herr, unser Gott zu uns sagt: „Mein Sohn, du bist allezeit bei mir"! Den allmächtigen Gott, den allgewaltigen Beherrscher Himmels und der Erden hast du bei dir, wenn du im Vaterhause bist. Nie bist du allein. Nie bist du verlassen. Nie bist du hilflos. Ach, jener Sohn, der in dem fernen Lande *ohne* den Vater war, hat es erfahren, was das sagen will. Wie hat er gehungert! Und als er in seiner schrecklichen Not sich an den Bürger desselben Landes hängte, — wie ist er zu schanden geworden! Woran hängen sich die armen Menschen, die Gott nicht bei sich haben! Was alles suchen sie als Hilfe und Stütze! Und wie jämmerlich werden sie zu schanden! Du aber darfst dir sagen: Alles, was uns helfen oder stützen kann, liegt in der Hand dessen, der zu mir sagt: Du bist bei mir, allzeit bei mir! Ist das nicht Reichtum, unaussprechlich großer Reichtum? Und doch bist du nicht froh? Doch klagst du noch und seufzest und stöhnest? Ach ja, im Vaterhause und doch nicht reich!

„Und alles, was mein ist, das ist dein!" So sagt zu uns der Herr, von dem wir doch wissen, *was* sein ist! *Sein* ist ein Auge wie Feuersflammen. Ist das *dein*, steht das für dich bereit, so laß das Thal, darin du wandelst, noch so finster sein, du kannst beten: Doch fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir! Wie könntest du davor zittern, daß dir Gefahren drohen möchten? Seine Augen sehen sie für dich! Wie könntest du ängstlich nach der Zukunft fragen, um zu wissen, welchen Weg du einschlagen sollst? Seine Augen kennen die Zukunft für dich! Wie könntest du klagen, daß du selber nicht weißt, was du willst, nicht weißt, was das Beste für dich ist? Seine Augen wissen alles, alles für dich! Und *sein* ist ein gewaltiger Arm. Ist der *dein*, was können dir Menschen thun! Wenn sich schon ein Heer wider dich leget, so fürchtet sich dennoch dein Herz nicht; wenn sich Krieg wider dich erhebet, so verlässest du dich auf den Herrn! Was können tobende Stürme und brausende Wogen dir anhaben! Ein Wink seiner Hand, und sie müssen sich

legen, daß es ganz stille wird. Und sein ist alles, was im Himmel und auf Erden ist, sein auch alle Gesundheit und Kraft, alles Glück, alle Ehre, alles Silber und Gold. „Das ist dein!“ Das stehet alles dir zu Dienste. Davon gibt er dir alles, was dir gut ist. Hast du einen Wunsch auf dem Herzen, so brauchst du ihn nur im Gebet ihm zu sagen; ist es dir gut, so gibt er es dir; denn es ist dein. Thut dir etwas wehe, so brauchst du es nur im Gebet ihm zu klagen; er wird dein Leid tilgen oder gar in Freude verwandeln, wenn's dir heilsam ist. Alles ist dein, so gewiß es sein ist! Kann größerer Reichtum auch nur gedacht werden? Dir gilt er, wenn du im Vaterhause bist. Und doch bist du nicht froh? Ach ja, im Vaterhause und doch nicht reich!

Jener älteste Sohn hat nie empfunden, was er vor Unzähligen voraus hatte. Er beschwert sich vielmehr: „Du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre!“ Was sie alles haben möchten, aber nicht bekommen, daran denken sie, diese Christen, die nicht der Liebe ihres Vaters im Himmel sich selig bewußt sind. Daß Gott ihnen nicht gibt, was doch andere haben, das ärgert sie. Vielleicht ist es ein besonderer Wunsch, der ihnen immer wieder kommt; dann, wenn ihnen der erfüllt würde, könnten sie „fröhlich“ sein; sonst aber nicht! Und doch konnte jener Sohn gerade an diesem Tage sehen, daß es weder Lieblosigkeit noch Geiz war, wenn der Vater ihm „keinen Bock gegeben“ hatte. Denn selbst „ein gemästet Kalb“ gab er sofort mit Freuden für die Seinen her. So hätte der Sohn sich selbst sagen können, warum der Vater ihm nicht alle seine Wünsche erfüllte. Hätte er in Liebe an seinem Vater gehangen, so hätte er gewußt, daß dieser von nichts anderm als von Liebe zu seinen Kindern bestimmt wurde. So wäre ihm klar geworden, daß nur Liebe den Vater verhinderte, ihm solche Gastmäler mit den „Freunden“ zu gestatten, daß also solche Feste oder diese Freunde nicht gut für ihn waren.

In Wirklichkeit ist es „nichts als lauter Lieben, was Gottes treues Herz bewegt“, was ihn auch dazu bestimmt, uns manche Wünsche zu versagen. Wer aber die Liebe Gottes nicht in seinem Herzen fühlt, der ärgert sich nur darüber, daß Gott ihm nicht alles gibt, was er gern hätte. Was ein Beweis der großen Liebe des Herrn ist, das Versagen des uns Schädlichen, das empfindet er als

ein „Darben". Anstatt sich unendlich reich zu fühlen, weil Gottes Liebe so in jeder Weise sein Bestes will, meint er arm zu sein. Im Vaterhause und doch nicht reich!

„So viele Jahre diene ich dir!" O, hätte er den Vater lieb gehabt, so wäre es ihm die größte Freude gewesen, ihm zu dienen. Denen, die noch nicht das eine haben, was allein Gott bei uns sucht, die Liebe zu ihm, ist alles, was sie um Gottes willen thun, mehr oder weniger eine Last. Knechte sind sie, nicht Kinder. Sie würden vielleicht längst Gott verlassen haben, wenn sie nur nicht nach dem Tode erben wollten, wenn ihnen nicht bange wäre vor der Ewigkeit. Furcht treibt sie, nicht Liebe. Ist das nicht Elend für den Menschen, der Gottes geliebtes Kind sein soll?

Verloren bist du, trotzdem du im Vaterhause bist. O, was kann dich das eine lehren, das deine Sünde und dein Elend aufhebt? Der jüngste Sohn hat des Vaters Liebe an des Vaters Vergebung erkannt, und das hat auch sein Herz zur Liebe entzündet. Erkenne, daß dir noch alles fehlt, weil dir die Liebe fehlt! Suche dafür die Vergebung des Herrn, den du so tief betrübt hast! Dann wirst du den lieben, der dich zuerst geliebt hat!

Du liebtest mich, ich will dich wieder lieben
Und stets mit Freuden deinen Willen üben!
O gib zu diesem seligen Geschäfte,
Herr, selbst mir Kräfte!
Amen.

VIII.

Das Mitgefühl der Nächstenliebe.

[22. Betrachtung: Liebe imponiert der Welt.]

Römer 12, 15. Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden!

Das muß doch ein schwerer Entschluß sein, wenn jemand seine Heimat, die gewohnten Verhältnisse, Verwandte und Bekannte verläßt und über das weite Meer fährt, um drüben in dem unbe-

kannten Weltteile ein neues Leben zu beginnen. Und doch haben viele Tausende diesen großen Schritt gethan. Was hat sie dazu bewegen können? Bei weitaus den meisten war es einer der beiden Beweggründe: Entweder trieb die harte Not sie hier fort. Sie konnten das Brot für sich und die Ihrigen nicht mehr finden, die Zukunft lag so düster vor ihnen. Oder aber sie hatten einmal jemanden, der früher ausgewandert, nun aber für einige Zeit oder für immer zurückgekehrt war, beobachtet oder gesprochen. Arm war er einst ausgezogen; so reich war er dort geworden, daß er sich eine solche Vergnügungsreise erlauben oder gar sich hier ein Haus bauen und zur Ruhe setzen konnte. Vielleicht ist beides zusammengekommen: Die eigene Not trieb sie hier fort und der Wohlstand des von drüben Heimgekehrten zog sie dorthin.

Es gibt ein Land, in das alle Menschen auswandern sollen. Jesus Christus hat es entdeckt, hat es für uns hergestellt. Es ist das Reich Gottes, das Land des Glaubens, die Welt der ewigen Güter, das wahre, lebendige, persönliche Christentum. Wahrlich, es gehört ein großer Entschluß dazu, dorthin sich zu begeben! Denn dort ist es so ganz anders als in dem natürlichen Leben, in dem wir von der Geburt her stehen. Ein anderer König herrscht dort: Jesus Christus, der Herr. Neue Gesetze gelten dort: Sein heiliger Wille allein. Neue Arbeit wartet dort unser: Das Ringen nach dem ewigen Leben, das Kämpfen um die ewige Krone. Eine neue Luft atmen wir dort: Die Luft des Glaubens. Kurz, alles ist dort völlig neu.

Was kann Menschen zu diesem großen Schritte bewegen, daß sie sagen: „Welt, du bist uns zu klein! Wir gehn an Jesu Leiten zu sel'gen Ewigkeiten, wir gehen himmelein"? Ein Doppeltes ist es. Zuerst, die Not kann aus dem alten Leben forttreiben. „Ich verderbe im Hunger", so erkennt die Seele. Wie arm, wie elend ist doch mein Leben! Und welche Zukunft habe ich vor mir, was wartet meiner in der Ewigkeit, wenn ich nicht mehr finde, als ich habe! „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn!" Aber noch ein Zweites soll die Herzen der Menschen bewegen. Sie begegnen auch solchen, die in die neue Welt des Glaubens ausgewandert sind; sie beobachten diese, reden mit diesen. Das soll sie zu dem Reiche Gottes mit Macht hinziehen. Denn an diesen sollen

sie sehen, wie reich eine einst so arme Menschenseele werden kann, daß man Ruhe für sein Gewissen erlangen und ohne jede Sorge in die Zukunft, selbst in die Ewigkeit blicken kann. Solche wahren Christen sind der Welt eine Predigt: Es ist Wahrheit, was vom Glauben gerühmt wird; er gibt, was uns fehlt!

Lächerlich aber ist es, wenn jemand, der einst auswanderte, nun heimgekehrt, nicht Worte genug finden kann, um das glückliche Land in der Ferne zu preisen, aber selbst nichts von Reichtum sehen läßt, vielmehr ebenso arm ist wie die, vor denen er prahlt. Nur dann können deine Worte von dem Reichtume des wahren Christen Eindruck machen, wenn man an dir sehen kann, daß das kein elendes Geschwätz, sondern volle Wahrheit ist. Rede lieber kein Wort zu den Ungläubigen, wenn du nicht, auch ohne daß du ein Wort zu ihnen sagst, zu ihren Herzen redest, wenn nicht das, was sie an dir *sehen*, Eindruck auf sie machen muß!

Fragst du, was denn die Welt an dir sehen, was sie zum Glauben hinziehen soll? Vieles, was der gläubige Christ vor andern voraus hat, kann bloßer Schein sein. Darum macht es nicht tiefen Eindruck. Der Glaube, dessen man sich rühmt, kann Einbildung sein; der Friede, den man preist, kann Schwärmerei sein; die Hoffnung, auf die man stolz ist, kann einst zu schanden werden. Ja, die Welt kann meinen, sie besäße ganz denselben Reichtum. Sie ist vielleicht in ihrem Unglauben ganz glücklich, sie *will* gar nicht glauben. Sie fühlt sich völlig sicher und ruhig, wie im tiefsten Frieden. Ihr ist nicht bange vor der Zukunft, sie hofft vielleicht von der Ewigkeit Ehre und Anerkennung bei Gott. Daher hat die Welt gar kein Verlangen nach dem, was du als deinen Reichtum erhebst.

Willst du sie zum Glauben locken, so mußt du sie an dir etwas sehen lassen, was sie zu *schätzen* versteht, aber sich selbst nicht zu *verschaffen* vermag. Kennst du solch ein Gut? Sehr viele Menschen, die im Grunde nichts vom Christentum wollen, können es doch preisen, wenn auf eins die Rede kommt; ja sie können meinen, dieses eine mache das Wesen des Christentums aus: Die Religion der *Liebe* nennen sie es. Und Liebe wissen sie zu *schätzen*. Was Jesus für uns *gethan* hat, das verstehen sie nicht. Was er sonst noch alles gepredigt hat, das läßt sie gleichgültig.

Aber das macht Eindruck auf sie, daß er immer wieder gelehrt hat: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ Denn sie fühlen, wie völlig verwandelt, wie schön dieses Leben sein würde, wenn dieses Gebot allüberall Gehorsam fände; welch ein köstlicher Frühling auf Erden herrschen müßte, wenn die eisigen Winde des Hasses und der Feindschaft aufgehört hätten und die Hagelschauer und das Schneegestöber der Rücksichtslosigkeit und des egoistischen Kampfes ums Dasein vorüber wären und der harte, tötende Frost der Gleichgültigkeit und Selbstsucht vergangen wäre. Wer hätte nicht genug unter der Lieblosigkeit gelitten, um die Herrschaft der Königin Liebe herbeizusehnen! Wer fühlte nicht, daß die Menschen nicht dazu bestimmt sein können, einander das Leben zu verbittern, daß erst dann sie sind, was sie sein sollen, wenn sie sich wie Brüder fühlen und einander in brüderlicher Liebe das Leben erleichtern und verschönern!

Freilich haben wir es neuerdings erleben müssen, daß man solche Liebe für eine Erfindung der Schwäche, für eine Weisheit erbärmlicher Seelen, für ein Hemmnis echten Fortschritts erklärt hat. Wie in der Natur das Starke über das Schwache siegt, es überwuchert und erstickt, so soll auch unter den Menschen rücksichtsloser Kampf das Normale sein. Aber der Gelehrte, der zu solcher Weisheit den Mut gefunden hat, ist in die Nacht des Irrsinns gefallen und hat während der letzten Jahre seines Lebens nur durch die von ihm verachtete und verhöhnte Liebe Hilfe und Pflege gefunden. Und wenn er jene entsetzliche Behauptung aufstellen konnte, was war das anders als Verzweiflung, Verzweiflung daran, daß das große Gebot der Liebe auf Erden zu erfüllen möglich sei? Er wußte nicht, daß Jesus Christus mehr vermag, als Bruderliebe zu fordern, daß er seinen Jüngern auch die Kraft, Liebe zu üben, verleiht.

Denn gefordert war es schon Jahrhunderte vor Christo, geboten schon im Alten Testamente (3. Mose 19, 18). Wer nicht mehr von Christo weiß, als daß auch er Nächstenliebe gepredigt hat, der weiß noch nichts von dem Neuen, von dem Wesen des Christentums. Das Neue ist, daß er und nur er uns geben kann, was Gott von uns fordert. Die Welt weiß die Liebe zu schätzen, aber sie weiß sie nicht zu schaffen. Damit kannst du Eindruck auf sie

machen, wenn du in deinem Glauben wahre Liebe hast. Laß sie diesen Reichtum an dir sehen, darum beneidet sie dich! Das zwingt sie zu der Frage: Warum hat er, warum hat sie, was mir fehlt? Das zieht sie mächtig hin zum Glauben.

Auf Einen Strahl aus der glänzenden Schönheit der Liebe weist uns der Apostel hin, wenn er schreibt: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden!" Das, meine ich, ist ein Wort für alle. Denn wenn uns die heilige Schrift zur Liebe ermahnt, so spricht sie auch vieles aus, das nicht jeden angeht. Wenn es etwa heißt: „Liebet eure Feinde", so kann mancher antworten: Gott sei Dank, ich habe keinen Feind! Wenn der Herr sagt: „Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht", so geht das alle die nicht an, die selbst krank danieder liegen. Wenn er sagt: „Vergebet, so wird euch vergeben", so wissen manche nichts von Beleidigung oder Unrecht, das sie vergeben könnten. Aber sich freuen mit den Fröhlichen oder weinen mit den Weinenden, das kann jedermann. Und das ist ein Strahl der Liebe, der gewaltige Kraft hat. Gott helfe dir zu solcher Liebe!

[23. Betrachtung: Mitgefühl soll der Christ haben.]

Vom Mitgefühl redet der Apostel, wenn er schreibt: „Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Weinenden!" Sehen wir zuerst, was damit gefordert wird, sodann, wie schwer uns das ist, endlich, daß es gar köstlich und wohl möglich ist.

Wenn bei unseren Bekannten eine besondere Freude eingekehrt ist, an einem Geburtstage, nach der Verlobung, nach der Hochzeit, nach der Geburt eines Kindes fordert der Anstand von uns, daß wir dorthin gehen und unsere Freude über das frohe Familienereignis aussprechen. Der Apostel aber redet nicht von dem, was der Anstand, sondern von dem, was der Herr von uns verlangt. Und der Herr verlangt nicht, daß wir Freude aussprechen, sondern daß wir Freude fühlen: „Freuet euch mit den Fröhlichen!" Oder hat einer unserer Bekannten einen Kummer oder

Verlust erlebt, so erwartet er von uns, daß wir ihm unsere Teilnahme aussprechen. Der Apostel aber redet nicht von dem, was Menschen, sondern von dem, was der Herr von uns erwartet. Und der Herr erwartet nicht, daß wir Teilnahme *aussprechen*, sondern daß wir sie im Herzen *fühlen*, so tief fühlen, daß uns, wenn wir den andern weinen sehen, auch Thränen kommen: „Weinet mit den Weinenden!“

Ist das nicht ein Gebot für uns *alle*? Wenn es hieße: Du sollst die Menschen fröhlich machen, und wenn sie fröhlich sind, so sollst du dafür sorgen, daß ihnen ihr Glück nicht wieder zerstört werde, — dann könntest du sagen, das sei zuviel verlangt, das übersteige deine Kräfte. Aber sich zu freuen mit einem Fröhlichen, das ist doch dem Schwächsten und Ärmsten möglich. Oder wenn dir befohlen würde, die Thränen der Weinenden zu trocknen und den Trauernden wieder zu verschaffen, was sie verloren haben, — dann könntest du dich entschuldigen und sagen, dazu seiest du nicht im stande. Aber mit ihnen weinen? Weinen kann ja schon das kleinste Kind und kann noch die uralte Großmutter. Damit nicht einer sich dem Gebote der Liebe entziehe, nennt uns der Apostel aus der unzählbaren Menge ihrer Werke nur eines, das keinem einzigen unmöglich ist: Das Mitfühlen.

Wohl weiß er, daß wo dieses Mitgefühl wirklich vorhanden ist, auch viel anderes folgen wird. Bist du einmal fröhlich, so sehnst du dich doch auch danach, daß deine Freude *bleibe*. Freust du dich also mit einem Fröhlichen, so wirst du auch thun, was du vermagst, damit seine Freude, die ja auch deine Freude ist, nicht wieder vernichtet werde. Und weinst du wirklich, so wünschest du auch, daß deine Trauer bald ein Ende habe. Weinst du also über den Verlust, den ein anderer erlitten hat, so kannst du nicht anders als versuchen, ob du ihm nicht wenigstens etwas von dem, was er verloren hat, ersetzen kannst. Elende Heuchelei ist es, wenn du Mitgefühl zu haben dir einbildest, aber nichts danach fragst und nichts dafür thun willst, daß dem Fröhlichen sein Glück erhalten werde, dem Weinenden seine Thränen getrocknet werden. Aber doch ist all solches *Thun* nicht die Hauptsache. Es ist nicht erquickend, ja es kann geradezu verletzend sein, wenn es nicht aus der Quelle des herzlichen Mitgefühls geflossen ist. Und das wirk-

liche Mitgefühl ist köstlich, auch wenn es gänzlich außer stande wäre, irgend etwas für den andern zu thun.

Wohlan denn, *was* sollen wir mit andern fühlen? Siehe, es wird nichts einzelnes genannt, es wird keinerlei Grenze gezogen. Es heißt bedingungslos: „mit den Fröhlichen, mit den Weinenden". Eines freilich ist selbstverständlich: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn" ist der Hauptsatz, „und deinen Nächsten wie dich selbst" nur der Nebensatz. Du darfst nie die Liebe zu deinem Herrn verletzen durch die Liebe zu deinem Nächsten. Du darfst nicht gegen Gott sündigen, indem du mit einem Menschen dich freust oder weinst. Siehst du einen Menschen darüber glücklich, daß ihm eine Sünde gelungen ist, daß das Böse einmal wieder den Sieg davon getragen hat, daß er sich an seinen Feinden gerächt, daß er mit Lügen einen Gewinn erzielt hat, so sollst du vielmehr trauern, wie im Himmel darüber Trauer herrscht. Oder ärgert sich jemand darüber, daß die Wahrheit und die Gerechtigkeit gesiegt hat, daß das Feingesponnene doch an die Sonne gekommen ist, daß Sünder sich zum Herrn bekehren, so sollst du mit Gott dich freuen. Sonst aber, wenn es nicht direkte Sünde ist, sollst du *alles* mitfühlen, was dein Nächster fühlt.

Vielleicht will dir seine Freude sehr kleinlich, ja geradezu lächerlich vorkommen. Je weiter du schon im Glauben gekommen bist, je mehr du von der heiligen, göttlichen, ewigen Freude kennst, desto mehr neigst du dazu, verächtlich auf das zu blicken, worüber andere sich noch so hoch freuen. Soviel Aufhebens davon zu machen, daß der oder die sie eines freundlichen Wortes gewürdigt hat, daß sie zu der Gesellschaft eingeladen sind, daß sie eine kleine Gehaltszulage oder einen Titel oder einen Orden bekommen haben, daß der Weizen dieses Jahr so gut gediehen ist, daß der Sohn sein Examen bestanden, die Tochter sich verlobt hat! Aber wenn's noch viel geringer wäre, — du sollst dich mitfreuen. Du sollst nicht ansehen, *worüber* er sich freut, sondern *daß* er sich freut. Du sollst nicht verlangen, daß er ebenso fühlt wie *du*, sondern sollst fühlen wie er. Was thut's, daß es in *deinen* Augen unendlich klein ist; in *seinen* Augen ist es groß. Und mit *ihm* sollst du fühlen.

Du lächelst über dein Kind, das vor Freude über jenes billige

Spielzeug ganz außer sich gerät: und doch freust du dich mit ihm, kannst wohl gar ihm zu Gefallen es bewundern und sagen: O wie wunderschön! Du siehst eben nicht auf das Spielzeug, sondern auf des Kindes Freude. So sollst du dich freuen mit den Fröhlichen.

Ist es nicht wunderbar, daß auch in dieser Beziehung der Herr Jesus Christus unser Vorbild ist? Wer öfter an festlichen Feiern in ärmeren Familien teilgenommen hat, der weiß, daß es nicht so leicht ist, ihre Freude mitzufühlen. Wie beschränkt, wie kleinlich will uns alles vorkommen! Sie sind so glücklich über Essen und Trinken, das für uns nichts weniger als köstlich ist. Sie sind so stolz in der Kleidung, die wir nicht tragen möchten. Sie lachen so froh über Scherze, die man schon so oft gehört hat. Wie mußte nun dem Herrn Jesu sein, als er bei jenen einfachen Leuten zu Kana auf der Hochzeit war! Wie mußte ihre Freude ihm vorkommen, für den ganz andere Freuden, die ewigen Güter Wert hatten! Mancher Christ würde sich nicht wundern, wenn uns von ihm berichtet wäre, daß er sich mit ernster Miene in einen Winkel gesetzt und über die Eitelkeit und Nichtigkeit der Menschen den Kopf geschüttelt hätte. Mancher würde es ganz begreiflich finden, wenn er, da es nun an Wein gebrach, ihnen eine Rede über die Thorheit gehalten hätte, daß sie auf solche Dinge noch Wert legen könnten. Aber siehe, da die Flamme ihrer kleinlichen Freude erlöschen will, facht er sie neu an. Er beschert ihnen neuen Wein, damit sie weiter fröhlich sein können. Es war ja keine Sünde, daß sie sich über die kleinen Gaben Gottes freuten. So sah er nicht an, *was* sie erfreute. Weil *sie* sich darüber freuten, freute er sich mit *ihnen*. Und das verlangt er auch von dir.

Ebenso: „Weinet mit den Weinenden!" Vielleicht liegt das, was sie traurig macht, dir unendlich fern, so daß du kaum nachfühlen kannst, was sie dabei empfinden. Du hast kein Feld zu bestellen. So ist es dir einerlei, ob Regen oder Sonnenschein, Frost und Schnee, Kälte oder Wärme gerade zur günstigen Zeit eintreten. Hörst du aber den Landmann über das Wetter klagen, so sollst du mit ihm fühlen. Auch wenn du gar nicht begreifst, was für ihn von dem Wetter abhängt, so sollst du doch verstehen, *daß* er darüber traurig ist, und darum mit ihm traurig sein. Du beziehst zu bestimmter Zeit deine feste Einnahme. So braucht es dich nicht zu

grämen, wenn die Kornpreise sinken, Handel und Verkehr stocken, wenig Arbeit zu finden ist. Aber andere sind darüber verzagt. Mit den andern sollst du fühlen, als müßtest du dir dein Brod auf dieselbe Weise wie sie erwerben. Du hast keine Kinder. Du brauchst also nicht zu zittern, wenn tödliche Kinderkrankheiten herrschen. Aber die Eltern schweben in banger Sorge. So sei auch du in Sorge und bete mitfühlend für sie, als hättest auch du teure Kinder zu verlieren.

Und manchmal ist das, worüber andere weinen, in unsern Augen kaum der Rede wert. Wir möchten ihnen zurufen: Wenn's nichts Schlimmeres als das gäbe! Wie könnt ihr davon ein solches Aufheben machen! Aber — sie fühlen nun einmal Schmerz. Und fühlen sollst du mit ihnen. Nicht was sie erlebt haben, soll dich schmerzen, sondern ihr Schmerz.

Endlich, nicht selten sieht der gläubige Christ andere über etwas weinen, was ihnen ohne Zweifel von Gottes Güte gesandt ist und zum ewigen Segen werden soll. Ein Bekannter, der ohne Gott lustig dahinlebte, wird aufs Krankenlager geworfen. Alle menschliche Kunst vermag nichts. Es wird immer schlimmer mit der Krankheit. Wir möchten uns freuen. Denn wenn noch eines ihn retten kann, so ist es diese sichere Aussicht auf den Tod. Aber es steht doch auch geschrieben: „Weinet mit den Weinenden!" Er ist doch so krank und leidet solche Schmerzen. Mag es ihm heilsam sein, aber es thut doch sehr weh. So fühle mit ihm, laß es auch dir weh thun! Wenn er bei dir, der du ein wahrer Christ sein willst, das nicht findet, so hinderst du ihn daran, in der Krankheit den zu finden, der ihn sucht. Oder es ist einem Freunde nach dem Wort ergangen: Wie gewonnen, so zerronnen. Der Reichtum, den er mit Unrecht gesammelt, ist dahin. Du möchtest Gott dafür preisen, daß er den Stolzen, den Übermütigen so zu Boden geschlagen hat, um ihm zu zeigen, daß unrecht Gut nicht gedeiht. Aber vergiß nicht, was jetzt dir der Herr befiehlt! Der Arme fühlt sich doch wie vernichtet. So fühle mit ihm! Bedenke, wie nahe er der Verzweiflung ist! Sehnst du dich wirklich danach, daß ihm sein Leid zum ewigen Segen werde, so weine mit dem Weinenden! Je tiefer er fühlt, daß er kein Mitleid verdient hat, desto mächtiger wird es auf ihn wirken, wenn du wirklich mit ihm fühlst!

Sollte es nicht möglich sein, den Schmerz des Mitgefühls zu vereinigen mit der Freude der Hoffnung, daß das Unglück dem andern Gewinn bringen werde? O siehe die Mutter, wie sie sich freut, da der Arzt kommt, um ihrem Kinde, das so bitteres Zahnweh hat, den bösen Zahn herauszunehmen. Sie freut sich, und doch fühlt sie ganz mit ihrem Kinde den Schmerz, den solche Operation ihm verursacht. Sie freut sich in Hoffnung, aber weint in der Gegenwart. Sie freut sich *für* das Kind, fühlt aber auch Schmerz *mit* dem Kinde.

Wieder ist unser Herr Jesus unser Vorbild. Mit den weinenden Schwestern Martha und Maria zieht er zum Grabe des Lazarus. Er weiß, daß diese traurige Geschichte in lauter Freude und Wonne enden wird. Geht er doch zum Grabe, um den Toten aufzuwecken. Hätte er da nicht über die Thränen der beiden Schwestern verächtlich lächeln können? Oder, wenn er sie in ihrem Schmerze nicht verletzen wollte, so mußte doch der Gedanke an das herrliche Wunder, das er thun, und an die strahlende Freude, die er den Trauernden bereiten wollte, sein Herz im höchsten Maße fröhlich machen. Was aber lesen wir von ihm? „Da Jesus sie sahe weinen, betrübte er sich selbst; und Jesu gingen die Augen über.“ Er weiß, sie haben gar keinen Grund zum Weinen, und doch, weil sie weinen, so weint auch er. *Daß* sie betrübt sind, betrübt ihn. *So* fühlt er mit ihnen.

[24. Betrachtung: Mitfühlen ist schwer.]

Wer einen Turm bauen will, so hat der Herr gesagt, der soll zuvor die Kosten überschlagen. Wer das Gebot der Liebe erfüllen will, soll sich klar machen, daß er etwas Großes unternommen hat. Wer mit seinem Nächsten dessen Freud und Leid fühlen will, soll wissen, daß es nicht leicht ist. Sonst gibt man's wieder auf, nachdem man es kaum angefangen hat, und macht damit dem Christentum nur Schande.

Ja, möchte man es nicht geradezu *unmöglich* nennen? Mit *allen* Fröhlichen sollen wir uns freuen, mit *allen* Weinenden

weinen? Wer hätte die Zeit dazu, wer die Kraft dazu? Doch nein, nur wer nicht dieses Gebot erfüllen will, wird es so sinnlos übertreiben. Es ist ja nur ein Beispiel zu dem Worte: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ Nur um deinen Nächsten handelt es sich. Du sollst nicht durch die weite Welt laufen, um alle Fröhlichen und Weinenden aufzusuchen; sondern mit denen sollst du fühlen, mit denen Gott dich verbunden hat, die er dir nahe bringt, in dem Kreise deiner Verwandten und Bekannten, durch die Arbeit deines Berufs, durch den sozialen Verkehr. Nicht mehr wird gefordert. Es gibt Christen, die jedem einzelnen gleichsam die ganze Not der ganzen Welt aufs Herz wälzen wollen; die etwa die Forderung aufstellen, du müssest in jedem Augenblicke deines Lebens fragen, was Christus nun gethan haben würde, und müssest das thun. Aber nein, du bist nicht Christus und hast nicht seine Aufgabe, nicht seinen Beruf, nicht seine Gaben von Gott empfangen. Durch solche unvernünftige Übertreibungen kann man wohl den Eindruck hervorrufen, als wären die Forderungen des Christentums himmelhoch erhaben. Aber sie bleiben auch himmelhoch erhaben, sie werden nicht ausgeführt hier unten auf dieser Erde, von uns Menschen mit unserer begrenzten Aufgabe und unserer beschränkten Kraft. So begnüge dich mit dem, was der Herr von dir fordert! Du hast genug und übergenug zu thun, wenn du nur mit deinem Nächsten Mitgefühl haben willst. Es ist schwer genug. Ja, vielleicht ist es gerade darum besonders schwer, weil es sich um deinen Nächsten handelt, nicht um die große Menschheit, nicht um große Mengen, sondern um einzelne Personen, die du näher kennst, mit denen du in beständigem Verkehre stehst.

„Freuet euch mit den Fröhlichen!“ Wer sein eignes Herz ein wenig kennt, der wird auch wissen, daß wir bei dem Glücke des andern, und zwar gerade des uns irgendwie Nahestehenden, zuerst ein ganz anderes Gefühl in unserm Herzen haben, als Freude. Vielleicht sprechen wir keine mißgünstigen Worte aus, vielleicht sagen wir ausdrücklich: Ich gönne es ihm ja von Herzen. Doch daß wir es für nötig halten, dies zu sagen, ist schon ein Zeichen von dem Neide, der sich in uns geregt hat. Laß einmal eine Mutter so recht glücklich und unbefangen von der großen Freude, die sie an ihren hübschen, artigen, fleißigen Kindern hat, vor andern er-

zählen: Das ist nichts weniger als erfreulich für die andern Mütter, die zugegen sind. Die lebhafteste Unterhaltung kann plötzlich einem allgemeinen verlegenen Mißbehagen Platz machen, wenn jemand taktlos genug ist, freudestrahlend von seiner großen Klugheit oder seinen glänzenden Erfolgen zu sprechen.

Noch ein Zweites macht es uns bisweilen so schwer, mit Fröhlichen uns zu freuen. Die meisten Menschen können das Glück nicht wohl vertragen. Es macht sie übermütig. Ihre Freude bleibt nicht rein. Sie vermischt sich nur zu leicht mit Selbstüberhebung. Vielleicht scheuen sie sich nicht, sich selbst als ein Verdienst zuzuschreiben, was doch nur ein unverdientes Geschenk Gottes war. Vielleicht nehmen sie nun uns gegenüber eine verletzende Herablassung an. Wir aber sind dafür doppelt empfindlich, weil doch heimlich, wenngleich uns unbewußt, sich etwas Neid in uns regt.

Noch schwerer wird es uns, über eines anderen Glück uns zu freuen, wenn es dabei nach dem Sprichworte gegangen ist: Des einen Glück ist des andern Unglück. Wie? ich soll mich mit dem freuen, der über den lange vergebens erhofften Regen so glücklich ist, wenn ich doch mir gerade für diesen Tag schönes Wetter gewünscht habe? Du sollst dich freuen, wenn dein Bekannter die Anstellung, die Zulage, den Verdienst bekommen hat, auf die du gerechnet hattest? Wenn viele der Kunden, auf die du gehofft hattest, zu deinem Konkurrenten gehn? Wenn deine Freundinnen sich glücklich verheiraten, während du einsam bleibst? Wenn deinen Verwandten eine Erbschaft zufällt, auf die du dir ein wenig Hoffnung gemacht hattest? Ist es nicht zuviel, was der Apostel von uns fordert?

Da möchte uns die andere Weisung: „Weinet mit den Weinenden", doch noch leichter vorkommen. Aber ach, auch sie kann uns unendlich schwer werden. Ein tiefblickender Beobachter des Menschenherzens hat gesagt: „In dem Unglück unserer besten Freunde ist immer etwas, das uns nicht ganz mißfällt." Wollen wir ehrlich sein, so müssen wir gestehen, daß wir bei dem, worüber andere weinen, auch ein wenig — sei es gleich noch so wenig — Freude empfinden. Entweder haben wir denselben Schmerz, den nun der andere trägt, früher durchmachen müssen. Dann „mißfällt es uns nicht ganz", wenn wir sehen, daß andere dasselbe erleben. Wir haben ein Gefühl, als wäre ein Unrecht ein wenig

ausgeglichen, als wäre das Gleichgewicht in der Welt etwas mehr wiederhergestellt, da die Zahl derer, denen es besser erging als uns, geringer geworden ist. Vielleicht haben wir in unserem Leid uns gesagt, wir hätten es wahrlich nicht verdient. Nun, so beruhigt es uns, daß andere nicht besser behandelt werden als wir. Vielleicht auch haben wir gefühlt, daß wir es verdient hatten. Nun, so tröstet es uns, daß andere auch ihre Verschuldung fühlen müssen. Oder aber wir haben solches Leid, solchen Verlust noch nicht zu erleben gebraucht. Wie wir uns doppelt behaglich und gemütlich in unserer warmen Stube fühlen, wenn wir draußen den Sturm heulen und den Regen gegen die Fensterscheiben schlagen hören, so fühlen wir uns in unserem Glücke viel wohler, wenn andere es nicht so gut haben wie wir. Und nun sollten wir mit den andern Weinenden ihren Schmerz empfinden? Das würde uns ja in unserer Behaglichkeit stören.

Auch können wir uns nicht ganz des Gefühls entschlagen, als wäre doch dem Leid auf dieser Erde irgend ein Maß, eine Grenze gesetzt. Sehen wir, daß es einen andern trifft, so ist uns, als hätten *wir* nun etwas mehr Aussicht, daß es uns nicht treffen werde. Hat der Blitz in des Nachbars Haus eingeschlagen, so sind wir ruhiger, als wir vorher waren; ein und dasselbe Gewitter wird doch wohl nicht zwei Häuser nebeneinander in Asche legen. Wer weiß, was man zu sehen bekäme, wenn man in allen Herzen der „Leidtragenden", die hinter einem Sarge her zum Kirchhofe ziehen, wie in einem offenen Buche lesen könnte! Ob nicht in vielen, manchmal in allen Herzen auch der Gedanke zu lesen wäre: Gut, daß es *ihn* getroffen hat und nicht *mich*? So will sich überall der Egoismus einmischen und das reine, herzliche Mitgefühl stören oder gar unmöglich machen.

Dazu kommt, daß die Weinenden so oft in ihrem Schmerze *unwahr* werden. Sie übertreiben ihn. Wie sie sonst wohl mit ihrem Glücke geprahlt haben, so wollen sie nun mit ihrem Leide großthun. Oder sie wollen die Ungerechtigkeit Gottes recht scharf hervorheben; darum stellen sie das, was sie getroffen hat, als ganz beispiellos dar, als könnte kein anderer etwas Ähnliches erlebt haben. Wie schwer wird es uns dann, mit ihnen zu weinen! O gewiß, wir sollen nicht *mehr* mit ihnen fühlen, als was sie thatsächlich

fühlen. Ihr gemachter Schmerz geht uns nichts an. Aber eben diese ihre Übertreibung macht es uns so schwer, wirklich mit ihnen zu weinen.

Wie schwer erst, wenn ihr Verlust unser Gewinn ist! Wenn dasselbe heiße, trockne Wetter, das deinen Bekannten aufs Krankenlager geworfen hat, deiner Gesundheit so besonders wohl thut; wenn dieselben Verhältnisse, die dem anderen das Geschäft verdorben haben, dir eine Einnahme bringen; wenn durch den Todesfall, über den andere trauern, die Stelle frei geworden ist, in die du aufrücken darfst! Wohl sind sie nicht unvereinbar, die Freude über das eigene Glück und das Mitgefühl mit des anderen Unglück. Wer etwa von einem edlen Menschen aus brennendem Hause gerettet wurde, kann, trotzdem er darüber frohlockt, doch auch die Brandwunden mitfühlen, die sein Retter davongetragen hat, kann darüber weinen, daß dieser so schwer leiden muß. Aber schwer, sehr schwer wird es uns, unsere Freude gleichsam so dämpfen zu lassen durch das Mitempfinden des Leides, dem wir unser Glück zu danken haben. Schwer wird es uns, so mit den anderen zu *weinen*, daß sie *wirklich* und *nur* unsere Mittrauer und diese als eine Erquickung fühlen. Unzähligen ist es völlig unmöglich. Gott gebe, daß es *dir* nicht *zu* schwer sei! Glaube nur, Gott gebietet dir nichts, was er dir nicht möglich macht. Und je mehr du deine Ohnmacht erkennst, desto eher kann er mit seiner Kraft in dir Schwachem mächtig sein.

[25. Betrachtung: Mitgefühl ist köstlich und ist möglich.]

Mag die Welt die hohen Forderungen des Christentums für Thorheit halten! Mag sie sie für unerfüllbar erklären! Mag man sagen, die christliche Liebe gehe „über unsere Kraft"! Wenigstens sollte man doch zugeben, daß sie etwas *Herrliches* fordert, daß es köstlich sein würde, wenn sie nicht zu hoch für uns wäre. Welchen Sonnenschein, welchen Trost, welchen Frieden müßte es über unser Leben ausgießen, wenn wir alle mit den Fröhlichen uns freuen und mit den Weinenden weinen würden!

Wie viele Menschen gibt es, die nur darum niemals recht froh sind, weil sie allein in der Welt dastehen und niemand haben, mit dem sie ihre Freude teilen könnten! Kann es uns doch schon in unserer Freude stören, wenn auch nur das Wetter trübe ist; wie=vielmehr, wenn die Menschen um uns her uns gleichgültig oder düster anblicken. Glaube nur, vielen Fröhlichen fehlt nichts weiter als einer, der mit ihnen fröhlich sei.

Und wie mancher kann nur darum in seinem Leide nicht wieder aufhören zu weinen, weil er allein weinen muß! Alle Ermahnungen, sich zu fassen, alle Trostworte vermögen nicht soviel, als das einfache Mitweinen. Eine Dame hatte auf einer Reise im fernen Lande durch einen plötzlichen Tod ihren Gemahl verloren. Als man sie nach ihrer Heimkehr bedauerte und fragte, wie sie ein solches Unglück unter lauter Fremden habe überstehen können, antwortete sie: „Ich hätte es auch wohl nicht ertragen, wenn mein Dienstmädchen nicht so herzlich mit mir geweint hätte". Ja, man kann es bisweilen beobachten, wie jemand, der über einen Verlust völlig untröstlich zu sein scheint, plötzlich ruhig wird und zu weinen aufhört, wenn einem Bekannten, von dem er es nicht erwartet hatte, aus wirklichem Mitgefühl die Thränen über die Backen laufen.

Noch größeres vermag das Mitgefühl. Jahrelang hatte bittere Feindschaft zwischen zwei Nachbarhäusern geherrscht. Alle Versuche, Friede zu stiften, waren vergebens gewesen. Auch der Prediger hatte völlig umsonst mit dem Worte Gottes ihre Herzen zu erweichen gesucht. Da war in dem einen Hause der Mann gestorben. Die Nachbarin hielt es für ihre Pflicht, nach der dort herrschenden Sitte bei dem Einkleiden der Leiche zu helfen. Als sie hinüberging, legte sie gleichsam einen Panzer um ihre Brust; kein Wort wollte sie reden, nur ihrer nachbarlichen Verpflichtung nachkommen. Als sie aber dann den Jammer in dem Hause sah, die Armut, die infolge der langen Krankheit herrschte, die hilflose Kinderschar, die ratlose Witwe, da traten ihr wider ihren Willen Thränen in die Augen. Die Witwe sah es: „Nachbarin, Sie weinen mit mir?" rief sie, ging auf ihre Todfeindin zu, ergriff ihre Hand und preßte sie voll Dank an sich. Was keine Macht der Erde vermocht hatte, das hatte das Mitweinen vermocht: Die Feindschaft war besiegt.

Oder deinem Widersacher ist ein besonderes Glück begegnet.

Er ist überzeugt, du werdest dich bitter darüber ärgern. Er sucht eine Gelegenheit, es dir zu erzählen, um sich an deinem Ärger zu weiden. Du siehst ihn, du eilst auf ihn zu und wünschest ihm von Herzen Glück zu dem frohen Ereignisse. Das wird ihn vollständig entwaffnen. Oder wenn er gar zufällig anhört, wie du vor einem anderen deine herzliche Freude über das ihm widerfahrene Glück aussprichst, wenn er nicht daran zweifeln kann, daß du dich nicht verstellst, sondern wirklich dich mit ihm freust, so wird er nicht länger dein Feind bleiben können. Würdest du ihn mit einem reichen Geschenke zu erfreuen suchen, er würde es vielleicht höhnisch abweisen und rufen: Von dir nehme ich nichts! Würdest du ihm aus einer Not zu helfen suchen, er würde dadurch nur beleidigt werden und sagen: Von dir will ich keine Hilfe! Aber deinem herzlichen Mitgefühle gegenüber ist er wehrlos. Mit dem Guten überwindest du das Böse.

Wie herrlich aber wäre solche herzliche Teilnahme vor allem dann, wenn du dich mit dem Fröhlichen freutest, obwohl sein Glück dein Unglück gewesen ist! Köstlich wäre es für den, welchem das Glück widerfahren ist. Denn das ist doch immer eine bittere Zugabe in seiner Freude, daß er weiß, wie sehr andere sich darüber ärgern und darum es ihm womöglich wieder zu nehmen suchen werden. Volle Ruhe, wahren Genuß hätte er erst dann, wenn er sich sagen dürfte, daß jeder es ihm von Herzen gönnt, ja sich mit ihm freut. Und köstlich wäre das auch für dich, der du vergebens auf dasselbe Glück gewartet hast. Wieviel Verdruß, wieviel bittere Tage, wieviel schlaflose Nächte bereitet es uns doch, daß ein anderer uns zuvorgekommen ist, daß er genießen darf, was uns versagt ist! Siehe, in demselben Augenblicke, wo es dir möglich würde, dich wirklich mit dem anderen zu freuen, wäre ja sein Glück nicht mehr dein Unglück, sondern zu einer Quelle der Freude auch für dich geworden.

Nicht anders, wenn du mit dem, dessen Schade dein Vorteil gewesen ist, aufrichtig zu trauern vermagst! Wie muß das seinen Schmerz mildern, wenn er sieht, wie der eine, der sich darüber freuen könnte, wie du gleichsam keinen Gebrauch von deiner Freude machen willst, dich vielmehr mitfühlend in sein Leid versenkst und mitweinst! Gelingt dir das, so wird auch ihm möglich werden, trotz seines Schmerzes doch auch mit dir sich zu freuen.

Was macht uns Menschen das Leben so schwer? Nicht, daß uns so manche Wünsche versagt bleiben, sondern daß Leid und Freud so verschieden verteilt sind. Und doch darf es nicht anders sein, weil alle Menschen verschieden sind, darum auch von Gott verschieden behandelt werden müssen. Aber diese Ungleichheit hat ihren verwundenden Stachel verloren, wenn einer mit dem andern sich freut und weint.

Und, Gott sei Dank, solch Mitfühlen ist nicht unmöglich. Es mag uns schwer erscheinen, aber wir können es lernen! „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt", hat der Herr gesagt. Der Glaube macht die Liebe möglich. Soviel lebendigen Glauben du hast, soviel Leben im Glauben hast du. Und die Liebe ist das Leben des Glaubens, auch das Mitgefühl der Liebe.

Es ist wahr: Nur zu leicht regt sich in uns der Neid, wenn anderen ein Glück in den Schoß fällt. Dem Glauben aber kann diese giftige Schlange nichts anhaben. Im Glauben weiß ich: Gott sorgt für mich, sorgt aufs allerbeste für mich! Darum will ich gar nicht haben, was er nur einem andern, nicht aber mir gibt. Denn weil er mir es nicht gibt, so wäre es kein Glück für mich. Sowenig ein kleiner Knabe seine erwachsene Schwester um das schöne Kleid beneiden kann — er kann es ja gar nicht gebrauchen; sowenig kann ich andere um das beneiden, was Gottes Liebe mir nicht geben will. Ich kann es wirklich nicht gebrauchen. Es würde mir wohl gar schaden.

Oder sollte eines andern Glück mein Unglück sein können? Thorheit! So mag es scheinen; aber so kann es nicht sein. Was die Züge des Unglücks trägt, ist, sowahr mir alles von dem Throne meines treuen Vaters im Himmel kommt, nichts anderes als verkleidetes Glück. Mögen meine Bekannten mich darum bedauern, — nun freilich, zunächst ist es ja auch mir nicht angenehm, aber im geheimen kann ich mich schon freuen; denn ich weiß, daß ich noch einmal dem Herrn von Herzen dafür danken werde.

Es ist wahr: Wenn einem andern dasselbe Leid widerfährt, das wir früher haben durchmachen müssen, so will uns wohl ein Gefühl der Befriedigung beschleichen, daß doch nicht wir allein so getroffen sind. Der Glaube aber kennt davon nichts. Denn er blickt nicht mehr mit Groll auf das vergangene Leid zurück. Er

weiß ja: „Seine Strafen, seine Schläge, ob sie mir gleich bitter sein, dennoch wenn ichs recht erwäge, sind es Zeichen, daß mein Freund, der mich liebet, mein gedenke und mich aus der bösen Welt, die uns hart gefangen hält, durch das Kreuze zu sich lenke. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit!" Nicht ein Schade dünkt ihn, daß der Herr ihm wehe gethan hat, sondern als eine Gnade hat er es erkannt. Wie könnte er Schadenfreude empfinden, wenn nun ein anderer ebenso leiden muß!

Auch das Gefühl, als hätten wir nun, da ein anderer von dem Unglücke betroffen ist, etwas mehr Aussicht, frei auszugehen, kennt der Gläubige nicht. Er weiß: Wenn zehn Blitze nacheinander die zehn Häuser rings umher in Flammen gesetzt haben, so kann doch der elfte Blitzstrahl sein Haus treffen oder verschonen, wie Gott will. Er ist gewiß: Ob tausend fallen zu seiner Rechten und zehntausend zu seiner Linken, so ist ihm damit das Fallen weder näher noch ferner. Er ruht allein in seines allmächtigen und gnädigen Vaters Hand. Der weiß die beste Stunde, der weiß den besten Weg. „Wie Gott mich führt, so will ich gehn ohn' alles eigne Wählen! Geschieht, was er mir ausersehn, wird's mir an keinem fehlen."

Und ist eines andern Verlust mir Gewinn, — ich nehme den Gewinn ja als unverdientes Geschenk aus meines Vaters Hand. So kann er mich nicht übermütig machen; so bleibt meine Freude eine so gefaßte, daß ich dabei doch auch herzlich mit dem, der den Verlust erlebte, weinen kann.

Freilich, es berührt auch den Christen schmerzlich, wenn er sehen muß, wie manche in ihrer Freude hoffärtig oder in ihrem Leid unwahr werden. Aber der Gläubige kann damit Geduld haben. Hat doch sein Herr auch mit ihm soviel Geduld gehabt und trägt ihn noch immer mit namenloser Geduld. Ja, dem Glauben ist das wahre Mitgefühl möglich.

Aber es gibt auch sehr schwachen, sehr kleinen Glauben. So magst du schon nicht mehr zu den Ungläubigen zu rechnen sein und doch noch nicht die hohe Forderung dieser Liebesthätigkeit erfüllen können. O, dann thue wenigstens soviel, als du schon vermagst! Kannst du noch nicht Fröhliche und Leidende erquicken, so verletze sie wenigstens nicht! Wir verletzen einen Fröhlichen, wenn

wir ihm sagen, er möge nur nicht zu sehr sich freuen, weil es sobald anders werden könne; oder wenn wir das, was doch ihn so glücklich macht, herabsetzen und darüber lachen, daß er sich über solch eine Kleinigkeit so freue; oder wenn wir ihm vorhalten, daß wir noch viel mehr haben als er. Wir verletzen den Trauernden, wenn wir sein Leid als gering darstellen; oder ihm auseinandersetzen, daß wir noch viel Schwereres haben ertragen müssen, oder daß er es doch viel, viel besser habe als so viele andere.

In Christo nur der Glaube gilt,
Daraus ein schönes Brünnlein quillt,
Die brüderliche Lieb' genannt,
Daran ein Christ wird recht erkannt.
Darum die Lieb' das Größte ist,
Des sich befleißen soll ein Christ.
Die Lieb' in Gottes Willen ruht
Und alles Gute schafft und thut.
Amen.

IX.

Die Allmacht der Liebe.

[26. Betrachtung: Die Liebe verträgt alles.]

1. Kor. 13, 7. Die Liebe verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

Woran kann man die Gläubigen von den Ungläubigen unterscheiden? „Die Kraft aus der Höhe" gilt heute manchen Christen als das untrügliche Merkmal. Wenn ein Prediger oder gar ein Laie mit dem Worte Gottes die Seelen zu erschüttern, die trotzigen Herzen zu zerschlagen, die verzagten mit himmlischer Freude zu erfüllen vermag, dann meint man, nicht zweifeln zu dürfen, daß er ein wahrer Christ sei. Paulus aber erklärt dieses Erkennungszeichen für trüglich. Nichts als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle ist ihm solch ein „gottbegnadeter" Prediger, falls diesem eines fehlt, die Liebe.

An der christlichen Erkenntnis und an der Stärke des Glaubens meint man wohl erkennen zu können, ob ein Christ den heiligen Geist habe. Wenn uns jemand begegnet, welcher die Geheimnisse in dem göttlichen Worte zu verstehen vermag oder der in seinem Glauben Wunder verrichten kann, so meinen wir gewiß zu sein, daß das göttliche Leben in ihm ist. Der Apostel fällt ein anderes Urteil. Nichts ist nach seinem Urteile der Christ, welcher alle Erkenntnis und allen Glauben, aber keine Liebe hat.

Nach den Werken pflegen wir die Christen zu unterscheiden. Würden wir jemand finden, welcher alle seine Habe den Armen gäbe oder der sich auf dem Scheiterhaufen als Märtyrer verbrennen ließe, so würden wir nach nichts anderem mehr fragen, sondern sein Christentum für das wahre halten. Paulus dagegen behauptet: Wenn ihm die Liebe fehlt, so ist ihm das alles nichts nütze. Gewiß, die Liebe hängt so eng am Glauben, daß wo dieser rechter Art ist, unfehlbar auch die Liebe vorhanden ist. Aber daß nur niemand auf irgend etwas sich verlasse, mit irgend etwas sich beruhige, wenn er keine Liebe hat!

Und daß nur keiner sich einbilde, Liebe zu besitzen, wenn diese nicht die Kraft hat, welche der Apostel ihr zuschreibt! Denn verstehen wir ihn recht: Wenn er ein Gemälde von der Liebe entwirft, so meint er nicht die Liebe irgend eines Menschen, weder seine eigene, noch die deine. Wer die Gesundheit schildert, redet nicht von seiner eigenen Gesundheit, noch von der eines andern, sondern er erhebt die Gesundheit an sich, von der der eine mehr, der andere weniger, der dritte nichts besitzt. Er schildert sie dir auch nicht, als wollte er dir einen Vorwurf machen, daß du nicht vollkommen gesund bist, sondern damit du erkennst, wieviel dir daran noch fehlt. So entwirft der Apostel ein Bild mit der Überschrift: „Die Liebe", nicht als ob er meinte, wir könnten sie uns einfach zulegen, sondern nur, damit wir fühlen, wie wenig wir noch von ihr besitzen, damit wir nach ihrer vollen Herrlichkeit Verlangen tragen.

Aus der Fülle ihrer großartigen Kräfte hebt er eine heraus: **Die Allmacht der Liebe den Sünden des Nächsten gegenüber** schildert er, wenn er das Vierfache nennt: Sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

Was will es sagen: Die Liebe verträgt alles? Ein Glas zersplittert, wenn man es auf die Steine wirft; ein eisernes Gefäß kann das vertragen, es bleibt, wie es gewesen ist. Ein kräftiger Mensch kann in Sturm und Regen hinausgehen, er bleibt so gesund, wie er war. Sehnsüchtig blickt ihm ein anderer nach und seufzt: Wenn ich das auch vertragen könnte! So verträgt die Liebe alles: Sie vergeht nicht, sie ändert sich nicht, so vieles auch sie zu vernichten droht.

Schon an der natürlichen Liebe können wir diese wunderbare Kraft beobachten. Die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde wird durch alles Unangenehme, durch alles Schlechte, das an dem Kinde zu beobachten ist, nicht erschüttert. Andern ist vielleicht derselbe Knabe geradezu unerträglich. Sie können es nicht fassen, wie die Mutter solch ein Kind noch lieb haben kann.

Gefällt uns diese Kunst der Liebe? Man weiß nicht, ob man sich über solche Mutter freuen oder mitleidig über sie lachen soll. Das ist doch schön und bewundernswert, daß sie all das Unangenehme im Äußeren und im Charakter des Knaben zu ertragen vermag und nicht aufhört, ihn zu lieben. Aber das ist doch lächerlich und eines Menschen unwürdig, wodurch ihr dies möglich wird. Sie schließt gleichsam ihre Augen, sie ist blind gegen des Knaben Fehler. Die Liebe macht blind, sagt das Sprichwort. Es gilt von aller natürlichen Liebe. Und damit eben verrät sie ihre eigene Schwäche. Sie fürchtet, sterben zu müssen, wenn sie den, den sie nun einmal liebt, so sehen würde, wie er in Wirklichkeit ist. Nur mit Hilfe dieses traurigen Kunstgriffes, sich selbst eine Binde auf die Augen zu legen, kann sie sich vor der Vernichtung bewahren. Das allein wäre eine wahrhaft bewundernswerte Liebe, wenn man an einem Menschen alle seine Fehler mit offenem Auge sehen und sie alle vertragen könnte, nicht aber in der Liebe wanken würde. Wo aber ist unter allen Menschenkindern einer zu finden, der solche Liebe hätte!

Einer hat auf Erden gewandelt, von dem wir lesen: „Er bedurfte nicht, daß ihm jemand ein Zeugnis über einen Menschen gab; denn er wußte, was in dem Menschen war". Er sah nicht nur das, was von Sünden ans Licht trat, sondern auch alle verborgene Schlechtigkeit. Unter dem freundlichsten Angesicht erkannte

er die leiseste Regung der Bosheit, unter der ehrlichsten Miene die versteckten Gedanken. Und wie war ihm das alles, was er an den Menschen sah? Uns sind manche Sünden anderer gar nicht so unangenehm. Entweder sind sie unserm Charakter verwandt, können uns daher wohl gar anziehen, oder ihre Fehler sind gleichsam eine Ergänzung unserer Einseitigkeit, daher uns durchaus nicht lästig. Dem Herrn Jesu aber war jede Sünde widerwärtig. Und dennoch hat er mit den Menschen verkehren können und ist nicht ungeduldig geworden. Jahrzehnte hindurch hat er unter ihnen ausgehalten und ist nicht eher von hinnen gegangen, als bis sein Vater ihn zurückrief. Wohl bricht es bisweilen hervor, was er damit ertragen mußte. Hat er doch einmal ausgerufen: „O du ungläubige Art, wielange soll ich unter euch sein!“ Mit glühender Seele jede Sünde zu verabscheuen und doch alle Sünden vertragen zu können, nicht ein anderer durch sie zu werden, nicht in der Liebe zu diesen Sündern zu wanken, — wie sollen wir dieses Wunder erklären? Die Antwort ist einfach: Sein Herz war von wirklicher Liebe zu uns erfüllt. Das eben ist die Kraft der wahren Liebe, daß sie alles verträgt. Zum Wesen des Goldes gehört es, daß es auch das stärkste Feuer verträgt. Würde es im Feuer verbrennen, so wäre es eben kein Gold. Alle Liebe, die nicht auch das Unangenehmste an dem Nächsten vertragen kann, ist nicht wahre Liebe. Darum sagt der Apostel nicht, sie soll alles vertragen, sondern: Sie verträget alles; sie kann nicht anders.

Daran sollen wir unsere Liebe prüfen! Die Fehler und Sünden der Menschen sind wie die Stürme, die den Baum unserer Liebe zerbrechen wollen. Wie oft heißt es in unserm Herzen: Ich kann viel vertragen, das aber nicht! So sagt die Liebe, die von dem Christen gefordert wird, niemals. Sie weiß, es ist keine Kunst, die Menschen lieb zu haben, deren Fehler uns nicht wehe thun oder deren Sünden wir übersehen können. Ja, macht es dir keine Mühe, diesen oder jenen Menschen lieb zu haben, bist du nie in der Versuchung gewesen, dich über ihn zu ärgern, hat deine Liebe zu ihm keinen Kampf zu bestehen gehabt, so verdient sie auch noch nicht, christliche Liebe genannt zu werden. Und doch wiederum, solange dir das Vertragen der unangenehmen Seiten des andern noch schwere Mühe bereitet, solange du dich noch mit Gewalt zwingen

mußt, nicht ungeduldig oder heftig oder verdrießlich über ihn zu werden, solange magst du auf dem Wege, Liebe zu lernen, dich befinden; du besitzest sie aber noch nicht. Denn wenn sie im Herzen regiert, so bist du stark genug alles zu vertragen. Du siehst die Sünden des Nächsten, du hassest sie, aber deine Liebe kommt nicht dadurch ins Wanken.

O fühle nur, wieviel dir noch an der wahren Liebe fehlt! Darauf wartet Jesus Christus. Er, der eine, der die volle Kraft der Liebe besaß, er wartet nur darauf, daß du im Gefühle deiner Armut bittend zu ihm, dem Reichen, kommest. „Herr, lehre uns beten!" haben einst die Jünger zu ihm gesprochen, da sie ihre Unfähigkeit zum Beten erkannt hatten. „Herr, lehre uns lieben!" so wollen wir ihn anflehen.

[27. Betrachtung: Die Liebe glaubet alles.]

Wahre Liebe vermag noch größeres als den Sünden des Nächsten gegenüber auszuharren. Sie glaubt auch alles. Was meint der Apostel damit? Jairus hat den Herrn an das Krankenbett seines Töchterleins gerufen. Auf dem Wege erhält er die Nachricht von ihrem Tode. Der Herr aber spricht zu ihm: „Fürchte dich nicht, glaube nur!" Glaube nur, d. h. mir darfst du alles, auch das Beste und Größeste zutrauen! Die Liebe glaubet alles, d. h. sie traut dem, welchen sie liebt, alles Gute zu.

Aus meinen Kinderjahren ist mir eine einfache Erzählung unvergeßlich geblieben: Ein verwaister Knabe wanderte in der riesigen Weltstadt umher, um mit Reinigen der engen Kamine sein Brot sich zu verdienen. Ihn begleitete seine kleine Schwester. Er kam in den Verdacht, ein Goldstück gestohlen zu haben. Wenn je eine Schuld sonnenklar bewiesen zu sein schien, so dieses Mal. Die Schwester aber? Sie selbst wußte sich diese verwickelte Geschichte nicht zu erklären. Sie konnte nicht verstehen, was ihr Bruder zu seiner Verteidigung vorbrachte. Und doch war sie felsenfest überzeugt, er könne kein Dieb sein. Sie glaubte ihm mehr, als der ganzen Welt. Warum das? Sie hatte ihn grenzenlos lieb. War

er doch der einzige auf Erden, an den sie sich halten konnte. Die Liebe traut dem Geliebten allemal das Beste zu.

Wie sollen wir über diese natürliche Liebe urteilen? O gewiß, in einer Welt, wo das Mißtrauen König geworden zu sein scheint, ist es erquickend, wenn noch jemand zu einem andern Vertrauen besitzt. Das ist wie warme Sonnenstrahlen, die durch die kalten Nebelmassen hindurchbrechen. Wir fühlen: So sollte es unter den Menschen sein. Prüfen wir aber diese natürliche Liebe näher, so werden wir den Wurm finden, der diese schöne Frucht zerfressen hat: Sie traut dem Geliebten auch dann Gutes zu, wenn es gar nicht vorhanden ist. Wie sie lügenhaft blind war gegen seine Fehler, so ist sie lügenhaft scharfsichtig für seine Vorzüge.

Diese Art der irdischen Liebe hat etwas wahrhaft Erschütterndes. Als gemeiner Betrüger ist jener Mensch entlarvt. Die Beweise seiner Schuld liegen so unwidersprechlich klar am Tage, daß nicht einer an der Gerechtigkeit des über ihn gefällten Urteils zweifelt. Und doch, eine denkt anders, die, welche er durch seine Selbstsucht und seinen Leichtsinn um alles irdische Glück gebracht hat; nicht nur um ihr gesamtes Vermögen; sondern auch um ihre Stellung in der Welt, um ihren guten Namen. Nun sitzt er im Zuchthaus und sie muß in Schande und bitterster Not ihre Tage verbringen. Aber sie *glaubt* weiter an ihn. Sie zweifelt nicht daran, daß nur sein edles Herz, die liebevolle Sorge für die Seinen ihn in solch schändlichen Verdacht gebracht habe. Nichts läßt sie unversucht, um eine Revision des Urteils herbeizuführen. Gleichgültig ist es ihr, daß sie sich dadurch selbst ihre nächsten Bekannten entfremdet, daß das Mitleid mit ihr mehr und mehr durch den Zorn über solche Hartnäckigkeit erstickt wird. Sie sieht nur, wenn sie an ihn gedenkt, die herrlichsten Eigenschaften an ihm. Er stirbt im Gefängnisse. Sie ist gewiß, daß die Ewigkeit ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen werde, die die Welt ihm versagt habe.

Ist das nicht wieder ein Beweis von der Schwäche aller natürlichen Liebe, daß sie mit Unwahrheit sich umgeben muß, um nur nicht vor der wirklichen Gestalt des Geliebten zusammenzubrechen? Nur das wäre großartige Liebe, wenn man mit offnem Auge alle Menschen sehen könnte, wie sie in Wahr-

heit sind, und doch bei jedem Menschen zunächst annehmen würde, daß er das Beste gethan habe oder thun werde.

Einer hat solche Liebe im Herzen getragen. Er kennt die Verdorbenheit der Menschen so vollständig, daß er alles, auch sein Leben daranzugeben bereit ist, um sie zu retten. Aber er, der doch wahrlich ein Recht gehabt hätte, jedem Menschen mit Mißtrauen zu begegnen, er traut ihnen allen das Beste zu, so lange bis sie durch die That bewiesen haben, daß sie solches Vertrauens unwert sind. Er kennt das Wort, daß ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt; und doch beginnt er seine öffentliche Thätigkeit damit, daß er in seinem Vaterlande predigt und Wunder verrichtet. Er traut ihnen doch zu, daß sie hören und glauben werden. Erst ihr Unglaube erinnert ihn wieder an jenes bekannte Wort. Unzählige Male wird er in diesem seinem Glauben getäuscht. Wie oft muß er erleben, daß die Wunder, die er an Kranken thut, keine Frucht schaffen! Aber wenn wieder ein Kranker kommt, er heilt ihn dennoch wieder, in der Zuversicht, daß es an diesem einen wenigstens nicht vergebens sein werde. Er muß erfahren, daß die Samenkörner seiner Predigt so oft wie auf harten Weg, in die Dornen, auf den Felsen fallen. Aber wenn neue Scharen zu ihm kommen, um ihn zu hören, so denkt er nicht daran, seine Worte des Lebens zu sparen, sondern streut sie wieder aus in dem Vertrauen, sie werden aufgehen und reiche Frucht tragen.

So bis ans Ende. Er weiß, was seine Mörder beschlossen haben, und weiß, daß es ihnen gelingen wird. Wie kann er dann noch immer wieder sie zur Besinnung zu bringen suchen? So redet er zu den Scharen am Ölberge und zeigt ihnen seine Wundermacht, ob sie nicht vor dem Frevel, den sie begehen wollen, zurückschrecken möchten. So redet er zu dem Diener, der ihn im hohenpriesterlichen Palast ins Angesicht geschlagen hat, ob er nicht sein Unrecht einsehen wolle. So warnt er den hohen Rat, der über ihn gerufen hat: Er ist des Todes schuldig. So sucht er das Gewissen des Pilatus zu rühren. Wie ist das alles möglich, wenn er doch weiß, daß es mit seinem Tode enden wird? O, er denkt dabei nicht an sich selbst, nur diese seine Feinde liegen ihm am Herzen. Jedem einzelnen unter ihnen traut er zu, daß seine Hände sich noch rein halten lassen von dem

Blute des Sohnes Gottes. Das ist die wahrhaftige Liebe: Sie glaubet alles.

Aber, sagst du, die Menschen sind doch in Wirklichkeit so schlecht und man wird so oft betrogen. Willst du darum keinem Menschen mehr etwas Gutes zutrauen? Kann darum dieser eine Mensch, mit dem zu thun hast, in dieser einen Beziehung nicht treu und zuverlässig sein? Du erwiederst: Aber gerade er hat mich schon einmal belogen, und wer einmal lügt, dem glaubt man nicht! O gewiß, aber wen meint das Sprichwort mit dem „man"? Das ist die Welt ohne Liebe. Die Liebe aber weiß, daß auch der, der uns tausendmal getäuscht hat, doch dieses Mal Vertrauen verdienen kann. Wohl mag sich niemand mehr verrechnen, als der, welcher jedem zunächst Gutes zutraut. Aber einem Unschuldigen die Schmach anzuthun, daß man ihm ohne Ursache mißtraut, ist schlimmer, als tausendmal in seinem Vertrauen getäuscht zu werden. Wohl mag man in der Welt viel weiter kommen, wenn man einfach annimmt, alle meinten es schlecht; aber ein Christ kennt Höheres, als es in der Welt weit zu bringen. Er weiß, daß das Höchste, wozu wir es bringen können, die wahre Liebe ist, die Liebe, welche alles glaubt.

[28. Betrachtung: Die Liebe hoffet alles.]

Die Liebe muß es erleben, daß ihr Vertrauen vollständig getäuscht wird. Aber auch dann kann sie nicht aufhören; sie hat noch eine andere Kraft bereit. Wie das Dampfschiff, dem die Schraube von den Wellen zerbrochen ist, doch noch sich vorwärts bewegen kann, es kann die Segel aufsetzen: So weiß die Liebe noch Hilfe, wenn ihr Vertrauen zerschlagen ist: Sie hoffet alles. Was sie in der Gegenwart nicht sehen kann, das sieht sie in der Zukunft.

Lange genug hatte jene Mutter allen Warnungen ihrer Bekannten zum Trotz ihrem Sohn alles geglaubt. Endlich waren bei ihr all die Rechnungen eingelaufen, die seinen Leichtsinn und seine Gemeinheit offenbarten. Als sie mit ihm darüber zu sprechen den Mut fand, warf er die Maske ab und antwortete ihr in Trotz und Frechheit. Nun fing sie zu hoffen an: Er wird schon anders

werden, geduldig will ich warten! In dieser Hoffnung bezahlte sie alle seine Schulden; in dieser Hoffnung ließ sie ihn zu der fernen Universität ziehen. Auch die Gerüchte über sein dortiges Treiben, die schon bald zu ihr drangen, konnten ihre Hoffnung nicht erschüttern. Sie ertrug auch die Nachricht, daß er schmählich durchs Examen gefallen sei.

Würde man es nicht immer wieder vor Augen sehen, so könnte man es nicht für möglich halten, daß sparsame Männer die verschwenderischsten Frauen nehmen, daß fleißige, stille Frauen sich mit Trinkern, fromme Mädchen sich mit Spöttern verheiraten können. Zittern sie denn nicht vor dem Unheile, welches sie über sich heraufbeschwören? Nein, die Liebe weiß sich zu raten; ist es ihr unmöglich, das Schlechte an dem andern zu leugnen, so hofft sie: Es wird schon anders werden, ich werde ihn noch bekehren. Ob es auch jahrelang währt, die Liebe kann die Hoffnung nicht fahren lassen. Würde sie den andern als unverbesserlich aufgeben, so wäre eben die Liebe vergangen.

Doch auf welchem Grunde ruht diese Hoffnung der natürlichen Liebe? Hat ein Landmann sein Feld nicht bestellt, wie kann er auf eine reiche Ernte hoffen? Dann ruht ja seine Hoffnung auf keinem andern Grunde, als auf dem bloßen Wunsche. Solche Hoffnung muß zu schanden werden. So hofft die rein natürliche Liebe von dem Geliebten allein deshalb das Beste, weil sie es wünscht; und darum wird sie beinahe immer zu schanden. Deshalb können wir uns nicht wundern, daß so oft diese Hoffnung und damit die ganze Liebe, der sie zur Stütze diente, zusammenbricht. Man verzweifelt und ruft aus: Bei dem hilft doch alles nichts!

Einer hat in seiner Liebe nie aufgehört zu hoffen. Jesus Christus hat von einem Tage zum andern die Frucht, die in der Gegenwart noch nicht wachsen wollte, von der Zukunft erwartet. Er selbst hat es uns in jenem Gleichnisse vorgemalt. Drei Jahre lang ist der Herr des Weinberges gekommen und hat an dem Feigenbaume des jüdischen Volkes Frucht gesucht. Er hat sie nicht gefunden. „Haue ihn ab", ruft er dem Gärtner zu. Dieser aber bittet: „Laß ihn noch dies Jahr, ob er nicht doch noch wollte Frucht bringen". Ob nicht doch noch! So hofft er weiter. Oder da ist unter der

Schar der Jünger ein Judas. Dem Herrn ist dieses Menschen Habgier nicht verborgen. Aber er weist ihn nicht von sich; denn in seiner Liebe hofft er ihn noch zu bessern. Er muß sehen, wie an diesem Herzen alle Mühe vergebens ist. Soll er ihn aus dem Kreise seiner Jünger entfernen? Nein, seine Liebe vertraut dem Habsüchtigen die gemeinschaftliche Kasse an; denn sie hofft, es werde ihm unmöglich sein, mit diesem heiligen Gelde untreu umzugehen. Als auch das umsonst ist, sagt er dem unglücklichen Menschen gerade heraus, daß dieser den furchtbarsten Verrat plane. Er hofft, der Unselige werde ob solcher Entlarvung erblassen und mit Thränen um Vergebung flehen. Auch das ist umsonst. Aber solange ein Mensch noch atmet, kann Jesu Liebe die Hoffnung nicht aufgeben. Da er schon den grausigen Kuß auf seiner Wange brennen fühlt, versucht er noch einmal des Verräters Herz zu rühren: „Juda, verrätst du des Menschen Sohn mit einem Kuß?“

Wohl zeigt uns gerade diese Geschichte, daß auch das Hoffen der Liebe Christi nicht immer in Erfüllung geht. Denn keine Macht im Himmel und auf Erden kann den selig machen, welcher nicht selig werden will. Aber darum behält doch Christi Liebe das volle Recht, bis zu Ende zu hoffen. Denn sie scheut keine Mühe, kein Opfer, damit ihre Hoffnung in Erfüllung gehe. Das ist der Mangel an jeder irdischen Liebe: Sie wünscht wohl, daß der andere besser werde, aber wenn die Arbeit, die sie davon hat, zu groß wird, so läßt sie die Hände müde sinken. Das ist der Liebe Christi unmöglich. Wie sagte der Weingärtner, warum dürfe er doch noch auf Frucht bei dem Feigenbaume hoffen? „Ich will um ihn graben und will ihn bedüngen.“ So arbeiten sie zusammen, die Mutter, die Liebe, und die Tochter, die Hoffnung. Will die Liebe ermüden, so wird sie von der Hoffnung aufrecht erhalten und immer neu angespornt, bis ans Ende auszuharren. Die so von der Hoffnung gestützte Liebe kann nicht ruhen; immer neue Wege muß sie einschlagen, immer neue Mittel versuchen, um dem Nächsten zum besten zu dienen. Und weil diese göttliche Liebe nicht gleich der irdischen gegen seine Fehler blind ist und nicht ihm Tugenden und herrliche Eigenschaften andichtet, sondern ihn so sieht, wie er in Wirklichkeit ist, darum weiß sie allemal das Rechte zu finden. Sie weiß, wann sie reden, wann sie schweigen soll; wann sie milde, wann sie ernst

auftreten muß. Sie versteht es, jeden Menschen besonders zu nehmen, jeder Individualität sich anzuschmiegen.

Wie wundervoll tritt diese Kunst der hoffenden Liebe bei Jesu Christo hervor! So durchaus verschieden redet er zu den verschiedenen Menschen, daß unverständige Leser der Evangelien schon gemeint haben, er widerspreche sich selbst. Sie verstanden nicht die Zartheit der Liebe, die bei jedem einzelnen nach dem Punkt im Herzen sucht, da es vielleicht noch getroffen werden kann. Und wie kann er demselbem Menschen gegenüber seine Stimme wandeln, wenn der Ton, den er zuerst angeschlagen hat, umsonst gewesen ist! Da redet er zu dem samaritischen Weib am Jakobsbrunnen so milde, so freundlich einladend von dem lebendigen Wasser, das er zu geben vermöge. Denn in seiner Liebe erwartet er, dieses halb heidnische Weib werde anders als die selbstbewußten Juden ihre Armut fühlen und nach dem lebendigen Gotte dürsten. Leichtsinnig antwortet sie, fast höhnisch. Aber seine Liebe hofft weiter und versucht es mit ganz anderm Ton: Er erinnert sie an die dunklen Flecken in ihrem vergangenen Leben. Als sie nochmals ausweicht, erschüttert er sie dadurch, daß er ihr, die einen Messias erwartet, der uns alles lehren werde, gerade ins Angesicht sagt: „Ich bin es, der mit dir redet!“ Seine Hoffnung hat sich erfüllt, jenes Weib ist zum Glauben gekommen.

Prüfen wir hieran *unsere* Liebe! Wer einen Menschen *aufgeben* kann, der hat nicht die wahre Liebe zu ihm. Wie die Sonne nicht ohne Strahlen sein kann, so die Liebe nicht ohne Hoffen. Auch die beinahe schon erstorbene Pflanze bescheint die Sonne freundlich, als könnte sie nicht glauben, daß es vergeblich sein werde. Ist auch ein Mensch tief gefallen, bleibt er ein Jahr nach dem andern derselbe, scheint er sogar nur immer böser zu werden, — hast du ihn wirklich lieb nach dem Vorbilde des Herrn, so hoffst du unverzagt weiter, ja so wird die Flamme deiner Hoffnung immer stärker werden, je mehr dir für ihn bangt. Und wenn der Tod ihm schon seine Boten sendet, du kannst nicht anders als hoffen, daß des Todes furchtbare Majestät bei ihm noch ausrichten werde, was das Leben mit allem, was es brachte, nicht hat bewirken können, daß seine Seele noch im Scheiden von dieser Erde den finden werde, der uns bis in den Tod geliebt hat.

Ist es aber die Hoffnung der Liebe, so kannst du dich nicht mit dem bloßen Hoffen begnügen. Der Kranke, welcher auf Gesundheit zu hoffen behauptet und doch nichts thut, um sie zu erlangen, beweist damit, daß er sie nicht liebt, wie sie es verdient. Glaubst du zu hoffen, daß jener noch sein Unrecht einsehen, auf den Weg des Lebens treten, zum Glauben gelangen, seine Sünden bekämpfen werde, thust aber selbst nichts dafür, so hast du noch nicht die Liebe Christi. Oder fragst du, was du denn in solcher Hoffnung thun sollst? Das wäre abermals ein Beweis, daß dir die Liebe noch fehlt. Denn sie erkennt mit klarem Auge, was dem Nächsten zum besten dienen kann. Und wüßte sie kein anderes Mittel mehr, so bleibt ihr noch immer eines, das Gebet für den, auf den sie nicht anders einwirken kann. Wiederum aber kann sie sich nie solche Fürbitte zu einem Ruhepolster machen, als brauchte sie nichts mehr zu thun, weil sie nun Gott thun läßt. Vielmehr hält sie beständig ihr Auge dafür offen, ob etwa Gott ihr Gebet so erhört, daß er ihr neue Gelegenheit gibt, etwas für den andern zu thun. Sie will ja thun, was sie nur kann; so warten ihre gefalteten Hände nur auf den Augenblick, wo sie sich wieder regen dürfen zur Arbeit der Liebe. Und weder ihr Beten noch ihr Arbeiten für den Nächsten ist ein mechanisches, totes Thun, sondern wie ein fröhliches, kühnes Sichaufschwingen, gehoben und getragen von den starken Flügeln der Hoffnung. Denn die Liebe hoffet alles.

[29. Betrachtung: Die Liebe duldet alles.]

Wie sollen wir es verstehen, wenn der Apostel neben der Kunst der Liebe, daß sie alles verträgt, noch die andere nennt, daß sie alles duldet? Wir meinen: Alle Fehler und Sünden des Nächsten können sie nicht töten, sie kann soviel vertragen; und alles Schwere, das sie für den Nächsten auf sich nehmen muß, kann sie geduldig hinnehmen. Wer nach Reichtum oder nach Ehren verlangt, kann viel erdulden, um zum Ziele zu kommen. Aber ein stärkerer Dulder als die Liebe ist nicht zu denken.

Sieben Jahre lang diente Jakob um die Rahel. Was alles

hat er sich in diesen langen Jahren von dem egoistischen Laban gefallen lassen müssen, um sie zu erringen! Aber wie sieben einzelne Tage, so kurz däuchte ihm die lange Zeit, „so lieb hatte er sie". Was alles kann jene Mutter geduldig aushalten, die in ihrer Liebe ihrem Sohne zur Erreichung seines heißen Wunsches, die Künstlerlaufbahn zu betreten, verhelfen will! Ihr Leben ist nicht mehr ein menschenwürdiges Dasein. An ihrem Munde spart sie sich das Geld für den Sohn ab; sie arbeitet, um zu verdienen, die halben Nächte hindurch; sie fühlt, wie ihre Augen dunkel werden, wie ihre Kräfte abnehmen. Aber was fragt sie danach! Wenn sie nur solange noch am Leben bleibt, bis ihr Sohn, am Ziel angekommen, ihrer nicht mehr bedarf! Ihre Bekannten schelten sie; man nennt sie eine Närrin, die in ihrem Hochmute mit ihrem Sohne so hoch hinaus wolle. Auch das kann sie ertragen. Nichts ist ihr zu schwer, wenn nur er das ersehnte Glück findet! Ja, noch mehr! Nicht nur keine Last ist ihr, was sie für ihn thut, sondern eine wirkliche Lust. Wie ein Feuer der Begeisterung ist es in ihrem Innern, Großes, Schweres, Hartes für ihn zu vollbringen. Elend würde ihr das Leben vorkommen, wenn sie nichts für ihn zu thun brauchte! Köstlich ist es ihr, weil es ihr um seinetwillen so schwer wird. Die echte Liebe dürstet danach, Opfer zu bringen. Der Mensch, in dessen Herzen die Flamme der natürlichen Liebe hell auflodert, kann sich glühend danach sehnen, für den Geliebten die größten Gefahren zu bestehen, die bittersten Schmerzen zu erdulden, Verkennung und Verachtung auf sich zu nehmen. Die Geschichten aller Zeiten sind ja voll von dieser Wundermacht der Liebe, von ihrer Dulderkraft.

Aber darf man von ihr auch sagen: Sie duldet alles? Hat sie nicht immer irgendwo ihre Grenze, über die sie nicht mehr hinausreicht? Wohl haben die Dichter von so hohen Opfern dieser Liebe zu reden gewagt, daß man sie als grenzenlos preisen möchte. Und wohl erscheinen uns solche Geschichten so herrlich, daß wir davor nicht als vor etwas Unnatürlichem zurückschrecken, vielmehr fühlen: So sollte es sein! Aber ist es in der Wirklichkeit so gewesen? Vor allem jener englische Schriftsteller Charles Dickens hat solche alles duldende Liebe geschildert. Doch wer könnte sagen, daß er schon solche Liebe gesehen hat? Poesie ist es, die uns das Ideal schildert, nicht aber Darstellung der Wirklichkeit. Gewiß

hat mancher in seiner Liebe so ungeheuer große Opfer gebracht, daß viele, die davon hören, sich sagen müssen, sie wären dazu nicht im stande. Aber ob ihm gar kein Opfer zu schwer sein würde? Dem einen ist nun einmal gerade dieses nicht so schwer, was dem andern unerträglich sein würde. Schon mancher hat aus Liebe sein Leben dahingegeben, der doch nicht vermocht hätte, seinen guten Namen zur Rettung des Geliebten zu opfern. Schon mancher hat aus Liebe seine Ehre preisgegeben, der doch nicht dazu sich verstehen könnte, seinen Reichtum um des andern willen mit bitterer Armut zu vertauschen. Schon manches Mädchen hat in ihrer Liebe ihr Vermögen, ihre Ehre und alles, was sie sonst noch besaß, aufgegeben; sollte sie aber auf ihn, den sie liebt, um seinetwillen verzichten, so würde ihre Opferkraft versagen.

Und es sind durchaus nicht immer die einmaligen, äußerlich großartigen Opfer, die der irdischen Liebe zu schwer werden wollen. Oftmals kann sie gerade die kleinen, alltäglichen, unaufhörlichen Lasten nicht dulden. Ihr Leben könnte manche Frau für ihren Mann geben; aber unter den kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens aus Liebe zu ihm das Seufzen zu lassen und ihm, wenn er aus seinen Sorgen, seiner Arbeit, seinem Verdrusse sich zu ihr flüchtet, allzeit ein freundliches Angesicht zu zeigen, das ist zuviel für sie. Er hat vielleicht aus Liebe zu ihr seinen hohen Stand, all seine Aussichten in der Welt aufgegeben. Aber ihre nervösen Leiden, ihre trüben Stimmungen vermag er nicht zu ertragen. Alle natürliche Liebe bleibt mit Egoismus vermengt. Daher gibt es für sie immer einen Punkt, an dem sie kraftlos Halt macht. Für den einen liegt dieser Punkt hier, für den andern ganz anderswo. Aber für jeden ragt irgendwo etwas wie ein himmelhoher breiter Felsen empor, an dem der Strom der Liebe zurückprallt.

Nur der Liebe Jesu Christi konnte nichts ein Halt zurufen. Weißt du irgend etwas zu nennen, das er nicht erduldet hätte? Mir klagte einst eine Leidende, daß so Schweres, wie ihr widerfahren sei, doch niemand sonst zu tragen gehabt habe. Ich fragte: „Auch der Herr Jesus nicht?“ Als sie meinte, auch er habe doch nicht alles erduldet, was sie schon getroffen habe, ließ ich sie das alles nennen. Aber solange sie auch suchte, so düster sie auch ihre Leiden malte, es blieb doch endlich nichts übrig, das nicht auch er,

wenngleich in anderer Gestalt, so doch dem Wesen, der Bitterkeit nach hatte überstehen müssen. Und er hat es alles *geduldet*, und alles nur, weil er es dulden *wollte*, nur aus *Liebe*.

Was dürfte man wohl als den Gipfel aller Opfer bezeichnen? Es ist nicht leicht, sich für einen Menschen zu opfern, wenn dieser gar nichts davon weiß, also auch in keiner Weise uns dankbar sein kann. Aber das Allergrößeste ist doch das, für andere namenlose Schmerzen Leibes und der Seele auf sich zu nehmen und geduldig weiter zu tragen, während sie uns eben dafür aufs tiefste *verachten*, daß wir — wie sie meinen — so wider unsern Willen leiden müssen, ja während sie, für die wir das in grenzenloser Liebe dulden, uns eben deshalb *hassen*. Um die Welt zu erlösen, erduldet der Herr Jesus diesen schmachvollsten, qualvollsten Tod am Holze des Fluches, erduldet er die unausdenkbare Pein der Gottverlassenheit. Und sie, für die seine Liebe das nicht scheut, sie verachten und verhöhnen ihn eben deshalb so, wie sie noch niemand verachtet und verhöhnt haben; sie hassen ihn, weil er sie erlösen will, hassen ihn so tief, daß ihm gegenüber selbst der letzte Funke von Erbarmen erloschen ist. Und er trägt auch das und duldet weiter, bis er den letzten Tropfen getrunken hat. Wer kann sie sich noch vorstellen, diese Liebe, die *alles* duldet!

Gott sei Dank, daß uns *derartiges* nicht zugemutet wird. Aber so hat er zu seinen Jüngern gesagt: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thun sollt, wie ich euch gethan habe"; „ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, *wie ich euch* geliebt habe". Wir können nicht anders, als unser Haupt in Scham vor dieser Liebe unseres Herrn beugen. Was ist dagegen *unsere* Liebe, wie erbärmlich! Wie wenig kann sie dulden!

Blicken wir zurück! Von einer dreifachen Liebe haben wir geredet: Von der natürlichen Liebe, von der Liebe Jesu Christi, von unserer Christenliebe. Über die natürliche Liebe hat man sehr verschieden geurteilt. Viele, vor allem die Dichter, haben sie unendlich hoch erhoben. Andere aber haben sie tief herabgesetzt, ja so verachtet, daß sie von den wahren Christen Ausrottung derselben verlangten. Vollkommenheit sollte es sein, nichts von ehelicher Liebe wissen zu wollen, selbst Vater und Mutter nicht mehr zu kennen. Aber woher stammt diese natürliche Liebe? Woher anders als aus

der Hand Gottes des Schöpfers! So ist sie ein Schmuck für den Menschen. So sollen wir uns ihrer nicht schämen, ihrer uns nicht entledigen.

Freilich ist sie nicht rein. Wie alles an uns Menschen ist auch sie von der Sünde befleckt. Wir lassen durch die Menschen, die wir lieben, den, welchem der erste Platz in unserm Herzen gebührt, den ewigen Gott, aus unserem Herzen verdrängen; und unsere Liebe zu den Menschen ist von Selbstsucht durchsetzt: Wir wollen nicht alle lieben, mit denen uns Gott zusammenführt, und auch denen gegenüber, denen wir unsere Liebe zuwenden, will unser Egoismus sein Recht behaupten. Aber darum soll diese natürliche Liebe nicht getötet werden. So gewiß wir sündige Menschen nicht vernichtet, sondern geheiligt werden sollen, so gewiß soll auch die irdische Liebe nur geheiligt und göttlich verklärt werden. Die Liebe, mit der Jesus Christus uns geliebet hat, soll in unser Herz kommen. Sie wird auch die natürliche Liebe zu einer übernatürlichen Reinheit und Schönheit und Kraft erheben.

Wann wird das geschehen? Der Weg zur wahren Liebe führt über Golgatha. Je tiefer du fühlst, was du ohne die erlösende Liebe Christi sein würdest, verloren in Zeit und Ewigkeit, je inniger du dieser seiner Liebe dich getrösten lernst, dieser Liebe, die all deine Fehler und Sünden hat vertragen können, die nicht aufgehört hat, das Beste von dir zu glauben und zu hoffen, die soviel für dich erduldet hat, — desto mehr wirst du lieben, wie er dich geliebt hat. Nicht in einem Augenblicke läßt sich wahre Liebe lernen. Aber sie läßt sich lernen, — bei Jesu Christo! Nicht nachahmen, sondern nur innerlich gewinnen läßt sich die Liebe Christi, wie ein Kranker nicht den Gesunden nachahmen, wohl aber Gesundheit gewinnen kann.

O Herr Jesu, laß mich an andern üben,
Was du an mir gethan,
Und meinen Nächsten lieben,
Gern dienen jedermann
Ohn' Eigennutz und Heuchelschein
Und, wie du mir's erwiesen,
Aus reiner Lieb' allein!
Amen.

X.

Wie steht der Glaubende zum Leben und zum Sterben?

[30. Betrachtung: Ich weiß nicht, welches ich erwählen soll.]

Phil. 1, 22—25. Ich weiß nicht, welches ich erwählen soll. Denn es liegt mir beides hart an.[1]) Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre; aber es ist nötiger im Fleisch bleiben um euretwillen. Und in guter Zuversicht weiß ich, daß ich bleiben und bei euch allen sein werde, euch zur Förderung und zur Freude des Glaubens.

Das Christentum weist uns so ungeheure Höhen, daß uns schon bei dem bloßen Anblicke Schwindel ergreifen kann. Ein Kind, das nie etwas anderes als die flache Ebene gesehen hat, kann sich gar keine Vorstellung von den riesigen Bergen machen, wenn man ihm auch davon erzählt, wie es dort immer höher und höher hinaufgehe, viele Stunden, ja Tagereisen weit. So kann sich der natürliche Mensch gar nicht vorstellen, daß es wirklich solche Höhen geben könne, wie die heilige Schrift sie beschreibt. In dem Lande, da er selbst lebt, ist eben alles so entsetzlich flach. Wie sollte der vom Leide dieses Lebens umfangene Mensch für möglich halten können: „Wir rühmen uns auch der Trübsale!“ Oder: „Freuet euch in dem Herrn allewege und abermals sage ich: Freuet euch!“ Oder: „Saget Dank allezeit für alles!“ Man kann sich nicht wundern, wenn die Welt bei solchen Worten der Schrift ungläubig den Kopf schüttelt und solche Höhe zu ersteigen für undenkbar erklärt.

Aber wir haben in der Schrift nicht nur solche Worte; sie weist uns auch Menschen, die thatsächlich auf solchen Gipfeln gestanden haben und uns gleichsam winken und rufen, ob nicht auch wir aus dem tiefen, dumpfen, vom Nebel erfüllten Thal aufsteigen wollen zu den himmelhohen, sonnigen Bergen, die Gottes

---

[1]) D. h. mich zieht beides gleichmäßig stark an.

Gnade uns bereitet hat. Mag es uns unfaßbar dünken, daß ein Mensch so über all die trüben Dünste, über all den Lärm hier unten gleichsam hinausgerückt und erhaben sich fühle; es muß doch möglich sein, wenn wir andere dort oben stehen sehen. Gewiß, du kannst solche Höhe noch nicht ersteigen. Aber schließe doch nicht dein Auge vor der unbestreitbaren Thatsache, daß andere soweit gekommen sind. Sonst wirst du ja nie nach dem Wege dorthin fragen und ewig in der Tiefe bleiben.

Der Apostel Paulus wird uns heute auf einer solchen Höhe gezeigt, daß auch ein gläubiger Christ wohl fragen könnte, ob das nicht Übertreibung sei. Er selbst beschreibt uns seinen erhabenen Standort. Man würde fragen mögen, ob er nicht den Mund zu voll nehme, wenn nicht seine Worte so vollständig ruhig und natürlich klängen und von Großsprechen auch nicht der leiseste Hauch zu spüren wäre. Wir sehen aus dem, was er von sich schreibt, wie hoch er steht; aber wir erkennen aus der Art, wie er das beschreibt, daß er gar nicht daran denkt, damit zu prahlen, sondern es für ganz einfach und selbstverständlich hält, weil er doch ein wahrer Christ ist. Wovon redet er?

Das Kirchenjahr neigt sich dem Ende zu. Auch die Natur mit ihren welkenden Blättern und ihrem fallenden Laube mahnt uns an unser Ende. Paulus gedenkt an sein Ende. Er überlegt, ob er noch länger leben oder aber schon sterben werde. Er läßt uns hören, wie er über Leben und Tod denkt. Das ist die staunenswerte Höhe, auf der wir ihn stehen sehen.

Paulus weiß nicht, was er wählen soll, Leben oder Sterben. Denn weder das eine noch das andere ist ihm schrecklich, vielmehr jedes ist ihm köstlich.

Leben und Tod, — das sind die beiden gewaltigen Mächte, die auf dieser Erde herrschen, ohne Aufhören einander bekämpfend, aber nie die eine durch die andere vernichtet. Aller Welt bekannt und doch wie verborgen ihrem eigentlichen Wesen nach! Die größten und gründlichsten Forscher gestehen, nicht zu wissen, was eigentlich das Leben ist, nicht zu ahnen, was eigentlich der Tod ist. In den Händen dieser beiden geheimnisvollen Gewalten sind auch wir. Wie urteilst du über sie? Was hältst du vom Leben, was

vom Sterben? Wunderbar, wie völlig verschieden die Antworten lauten!

Unser Leben? O, wie sie seufzen, welche Wehmut oder welche Bitterkeit aus dem Ton ihrer Stimme spricht: „Unser Leben? Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ „Unsere Tage sind wie eines Tagelöhners.“ „Was ist unser Leben? Ein Dampf ist es, der eine kleine Weile währet, danach aber vergehet er.“ „Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens.“ So hören wir schon fromme Männer in der Schrift klagen. Wieviel düsterer noch die Heiden! Einer unter ihnen hat gemeint, das größte Glück für den Menschen würde sein, wenn er nie geboren wäre; nachdem er aber geboren sei, — wenn er sobald als möglich wieder aus dem Leben scheiden dürfte. So die einen.

Aber die andern? Jubelnd, daß sie noch leben, rufen sie einander zu: Lasset uns essen, lasset uns trinken; denn morgen sind wir tot! Freuet euch des Lebens, solange noch das Lämpchen glüht! So schön finden sie das Leben, daß sie das Christentum wegen seines Ernstes hassen. Wie jener bitter darüber grollte, daß man ein Kreuz, dieses Zeichen des Schmerzes, zum Symbol des Glaubens sich erwählt habe in „dieser Welt, so gottbeseelt, so voller Wonne um und um“!

Und das sind nicht nur Worte, nein, ihre Thaten zeigen, wie ernst sie es meinen. Jener heidnische Weise wußte in dem Elend des Lebens keinen höheren Trost als: „Patet exitus“, man kann ja aus dem Leben gehen, wenn's zu arg wird! Wie viele folgen dem furchtbaren Rat! Einen Hundertmarkschein würden sie nicht wegwerfen; aber das Leben werfen sie ab. Die andern dagegen klammern sich wie in wilder Verzweiflung an das Leben an. Wenn es zu Ende zu gehen droht, so hangen sie mit zitternder Sehnsucht an den Blicken der Ihrigen, ob sie nicht darin das köstliche Wort „Leben“ lesen können. Was für Bücher sind schon geschrieben, um „die Kunst, das Leben zu verlängern“, zu lehren! Was für unglaubliche Anstrengungen kann man machen, was für Opfer bringen, was alles ertragen, um das Leben zu erhalten!

Auf welcher Seite stehst du? Ist dir das Leben eine Last oder eine Lust?

Und das Sterben? O welch erschütternde Klagen sind schon

über den Tod angestimmt! Wie viele grimmige Flüche sind über ihn ausgestoßen! „Der König der Schrecken" wird er in der Schrift genannt. Schon der bloße Gedanke an ihn ist Millionen so entsetzlich, daß sie alles, was nur an ihn erinnern könnte, sich so fern als nur möglich halten. Ihn nur zu erwähnen, gilt für eine beleidigende Verletzung des Anstands. Wie jubelt der Sänger des Psalms: „Du hast meine Seele aus dem Tode gerissen!" Andere wieder können mit heißer Sehnsucht nach dem Tode ausschauen, können inbrünstig beten, daß er bald komme. Sie sehen in ihm einen Erlöser. Gibt es doch ein Lied, das beginnt: „Komm, *süßer* Tod!" Gewiß ist die Zahl derer, die ihn hassen, viel größer als die Zahl derer, die ihn lieben. Aber es dürfte auch nicht so sehr viele geben, die ihn niemals, wäre es auch nur für sehr kurze Zeit, geliebt hätten, die nicht schon einmal, wenn auch nur leise für einen Augenblick, geseufzt hätten: „Ich möchte lieber tot sein denn leben."

Auf welcher Seite stehst du? Ist dir der Tod ein Feind oder ein Freund?

Doch nein, wir wollen anders fragen: Wo *möchtest* du stehen? Wer ist glücklich zu preisen? Der Mensch, der das Leben segnet und dem Tode flucht, oder aber der, dem das Leben eine Last und der Tod eine Freude ist? Ach, *keinen* unter ihnen beneide ich. Tief *bedauern* muß man sie alle. Denn es *ist* nun einmal beides, Leben und Tod, unser Los. Mag nun das Leben dein Feind sein, oder aber der Tod, — du hast immer einen *Feind*. Elend ist der, der den Tod herbeisehnt; denn das Leben, das er noch hat, ist ihm zur Qual. Elend ist der, der vor dem Verluste des Lebens zittert; denn das Zittern verbittert ihm das Leben. Elende Sklaven sind sie beide, der eine geknechtet und gepeinigt von *dem* Tyrannen, der „Leben" genannt wird, der andere von *dem* Tyrannen, der „Tod" heißt.

Frei, ein freier *Herr* wäre nur der, den weder das Leben noch das Sterben ängstigen oder quälen könnte. Ach, das ist ja nicht möglich; aber *herrlich* müßte es doch sein, wenn diese beiden Mächte, in deren Mitte wir stehen, beide uns *lieb* sein könnten. Es kann ja nicht sein. Denn wer das Leben liebt, muß sich ja vor dem Tode fürchten; wer den Tod liebt, muß ja dem Leben gram sein. Aber welch ungeheure Höhe wäre das, welche Er-

habenheit, wenn ein Mensch dem Leben freundlich und vertrauensvoll sich zuwenden und zu ihm sagen könnte: Du bist mir eine Freude! und zu gleicher Zeit dem Sterben fröhlichen Herzens entgegensehen und zu ihm sagen könnte: Ich freue mich auf dich! Dann wäre er ja erhaben über des Lebens Bitterkeit und über des Todes Gewalt. Sie lägen beide zu seinen Füßen. Er schritte über sie dahin in königlicher Hoheit. O, wenn das sein könnte!

Gott sei gepriesen: Es kann sein! Siehe den Apostel Paulus fest und sicher auf dieser unglaublichen Höhe stehen!

Werde ich noch länger leben? so fragt er sich und blickt prüfend das Leben an; werde ich schon sterben? so fragt er sich und sieht dem Tode forschend ins Auge. Wenn Gott mir die freie Wahl ließe, was würde ich vorziehen? Er überlegt, er wägt das Für und das Wider gegeneinander ab. Wie wenn ein Knabe zwei Einladungen für die Ferienzeit erhalten hat und nun schwankt, welche von beiden er vorziehen soll. Er überlegt: Dort an der See, wo wir am Strand uns Festungen bauen können und fischen und rudern und baden — ja, da ist's herrlich, da möchte ich hin. Aber dort in den Bergen, wo wir auf den Felsen herumklettern und in den Schluchten uns verstecken und im dichten Wald uns eine Räuberhöhle bauen und mit dem Jäger das Wild aufspüren und Vogelschlingen aufstellen können — das ist doch noch schöner. Er weiß nicht, was er wählen soll. Malt er sich das Leben an der See aus, so zieht's ihn mächtig dorthin. Denkt er wieder an die Berge, so locken sie ihn, daß er nicht widerstehen kann. Er kann zu keinem Entschlusse kommen. Er bittet endlich die Mutter, sie möge entscheiden. „Beides", sagt Paulus, „beides zieht mich mächtig an." Stelle ich mir das Leben vor, dann möchte ich am liebsten noch leben; denke ich an den Tod, so möchte ich am liebsten sterben. Er findet beides so schön, so „anziehend". Sterben? O ja sterben: „Ich habe Lust dazu, ich habe Lust, abzuscheiden". Aber leben? O ja leben: „Zuversichtlich hoffe ich, daß ich noch bleiben werde". Ich weiß wirklich nicht, was ich wählen soll.

So steht dieser Paulus zwischen Tod und Leben. Er reicht dem Tode wie einem teuren Freunde seine rechte Hand und spricht: Ich habe dich lieb! Da sieht er auf der anderen Seite das Leben

und ohne Zögern reicht er ihm mit Freude die Linke und spricht: Ich habe dich lieb. Aber er läßt darum die Rechte nicht sinken. Er hält sie beide fest. Einen auswählen kann er nicht. Großer Paulus! Er hat die furchtbarsten Mächte gebändigt. Er weiß, sie dürfen nicht wagen, ihn mit ihren Tatzen zu verwunden, mit ihren Zähnen zu zerfleischen. Er lehnt sich wie ein Sieger vertrauensvoll an sie beide. Er ist Herr über sie beide.

[31. Betrachtung: Beides zieht mich an, sterben und leben.]

„Ich habe Lust, abzuscheiden." Glücklich der Mensch, der so sagen kann! Es gibt unzählig viel Schweres, dagegen wir ankämpfen können, ob es nicht zu besiegen sei. Wer arm ist, kann alle seine Kräfte anstrengen, um womöglich noch zu Wohlstand zu gelangen. Wer krank ist, kann hoffen und danach streben, daß er wieder gesund werde. Aber gegen den Tod ist aller Kampf vergebens: „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben". In dieses Gesetz sich nicht finden zu können, diesem Gesetze sich zu widersetzen, ist Wahnwitz, unter dem man schwer zu leiden hat.

Es ist furchtbar, wenn ein Mensch den Tod kommen sieht und nicht sterben will; wenn Gewalt angewandt werden muß; wenn er losgerissen werden muß von dem Leben, an das er sich aus allen Kräften anklammert. Wer das einmal mit angesehen hat, vergißt es nie wieder, dieses so hoffnungslose, verzweiflungsvolle Ringen. Wie anders, wenn man sich darein ergeben hat! Dann ist es wie ein stilles Einsteigen in den Kahn, der uns über den Strom tragen soll. „Fahre wohl!" können wir, wenn auch mit Thränen, so doch ruhig und gefaßt dem Scheidenden nachrufen.

Und doch, wie groß kann der Unterschied unter den so friedlich von uns Scheidenden sein! Die einen haben sich eben nur in den Tod gefunden, weil er unvermeidlich ist. Sie kämpfen nur deshalb nicht gegen ihn, weil sie wissen, daß dieser Kampf völlig aussichtslos ist. Könnten sie zu siegen hoffen, so würden sie bis aufs äußerste mit ihm ringen. Denn eine grauenvolle Gewalt ist er auch für sie. Sie wissen nur, daß sie dieses ihr Grauen noch

vergrößern würden, wenn sie sich seiner Gewalt widersetzen wollten. Im Grunde ist ihre Ruhe nichts anderes als Verzweiflung. Wie könnten wir sie beneiden?

Andere heißen den Tod willkommen. Sie können sagen: Ich freue mich, daß es zu Ende geht! Doch warum? Was hat ihnen das Sterben lieb gemacht? Das Leid dieses Lebens: Eine unheilbare Krankheit, unerträgliche Schmerzen, Vernichtung aller ihrer Hoffnungen, ein zu großer Verlust am Vermögen oder an der Ehre oder an teuren Menschen. Das Leben ist ihnen zu schwer geworden. Der Tod soll sie davon erlösen.

Wollen wir sie darum glücklich preisen? Wie? Hat der Tod nun keine Schrecken mehr für sie? O doch, es ist nur das Leben ihnen noch schrecklicher. Sie wählen nur darum den Tod, weil er ihnen doch nicht so unerträglich erscheint wie das Leben. Sie lieben ihn wahrlich nicht, wenn sie ihn rufen, damit er das verhaßte Leben töte. Nicht der Tod zieht sie an, nur das Leben treibt sie fort. Ist das nicht jammervoll, nur zwischen zwei Übeln wählen zu können? Ist das nicht ein Elend, ein Übel wählen zu müssen, um nur von einem noch größeren Übel befreit zu werden?

Das allein ist ein wahres Glück, mit Paulus sagen zu können: „Ich habe Lust, abzuscheiden". Er läßt uns auch wissen, warum er zum Sterben Lust hat; aber er sagt kein Wort von der Last und dem Leid des Lebens, als triebe das ihn von hier fort. Nein, er sagt ausdrücklich, daß er sehr gern das Leben behalten würde. Das Leben zu lieben und doch auch den Tod zu lieben, das ist herrlich, großartig, übermenschlich!

Aber ist ihm denn das Sterben nicht doch schrecklich? Mag an dem Tod etwas sein, das ihn so stark anzieht, es ist doch auch etwas daran, davor jedem Menschen graut! Wie stellt Paulus sich denn das Sterben vor? Ich fragte einst eine Frau, die so ruhig von ihrem nahen Tode sprach, ob ihr denn nicht vor dem Sterben selbst bange sei. Sie antwortete, früher habe auch sie wohl davor gezittert. Aber seitdem sie ihren Mann so ohne allen Todeskampf ganz sanft, fast unmerklich habe einschlafen sehen, sei sie auch darüber ruhig geworden. Hofft Paulus wohl auf einen so sanften, schmerzlosen Tod? Wenn er sein Sterben sich vorstellt,

so meint er nichts anderes als eine Hinrichtung, eine Enthauptung. Ein solcher Tod gilt doch für so grauenvoll, daß es heiß ersehnte Begnadigung ist, wenn man anstatt dessen für sein ganzes langes Leben im Zuchthaus eingekerkert wird.

Gewiß schaudert auch Paulus davor zurück. Aber er erwähnt dies Schreckliche gar nicht einmal. Er kann darüber wegsehen. So schön ist für ihn das Glück, das er im Tode finden wird, daß er das furchtbare Thor, durch das er dazu eingehen muß, nicht mehr bemerkt. Die köstlichen, wonnigen Strahlen dieser erwünschten Sonne sind so hell, daß er ihre dunklen Flecken davor nicht sehen kann. Fast möchte man Schwindel fühlen, wenn man zu dieser Höhe aufschaut: „Ich habe Lust, abzuscheiden".

Aber kaum hat der Apostel so gesagt, so ist ihm, als müsse er es widerrufen. Als wenn ein Sohn aus dem Elternhaus in die Fremde ziehen will und so froh und heiter in die weite Welt hinausblickt, da sieht er, wie die Mutter ihn betrübt anblickt, weil es sie tief schmerzt, daß ihm der Abschied so leicht wird; er fällt ihr um den Hals und sagt: „Ich habe euch ja so lieb und bliebe so gern bei euch": So ist Paulus, als könnte das Leben ihm übelnehmen, daß er zum Scheiden solche Lust hat. Damit man ihn nicht falsch verstehe, blickt er wieder auf sein Leben: „Im Fleische leben", „bei euch bleiben", das thäte ich auch so gern. Ja, ich habe so große Lust zum Leben, daß ich „in guter Zuversicht" bin, der Herr wird in seiner Güte mir das Bleiben erlauben. Er hat das Leben sehr lieb.

Das können wir schon eher verstehen und nachfühlen. Da schlägt er eine Seite an, die in uns allen nachklingt. Doch damit wir ihn recht verstehen, — was für ein Leben ist es, das er so liebt? Nicht das Leben überhaupt, sondern sein Leben; das, was das Leben ihm besonderes bietet, faßt er prüfend ins Auge. Was sieht er da?

Er kann auf nichts von dem rechnen, was sonst wohl das Leben uns schön und angenehm macht. Reichtum wird ihm nicht werden; um nur nicht zu hungern, wird er des Nachts mit seinen Händen arbeiten, da er den Tag für sein Wirken als Diener Christi verwendet. Ehren gibt es nicht für ihn. Eine Familie hat er nicht. Vergnügungen erlaubt er sich nicht. Ganz anderes ist sein Los:

Er trägt, was so manche schon zu dem furchtbaren Frevel bewogen hat, Hand an sich selbst zu legen, ein unheilbares Leiden. Was es war, wissen wir nicht; aber wie qualvoll es war, das können uns die Worte lehren, mit denen er es beschreibt: „Als wenn ein Bote des Teufels ihn mit Fäusten schlüge". Die Hoffnung, wieder gesund zu werden, hat er aufgeben müssen; denn auf sein wiederholtes Gebet hat der Herr ihm gesagt, dieses Kreuz könne nicht von ihm genommen werden. Den Brief aber, in dem er so von Leben und Sterben redet, schreibt er mit gefesselter Hand im Gefängnis, einsam, abgesperrt von dem Leben in der Welt. Freilich erwartet er, wieder frei zu kommen. Aber was wird ihm dann das Leben bieten? Nun, er kennt es nur zu gut von früher her: Er wird den Haß von Juden und Heiden und auch von Christen tragen müssen; er wird verachtet, verhöhnt, verfolgt werden. Wir kennen nicht alles, was er hat durchmachen müssen. Aber was für eine Beschreibung seines Lebens ist doch das, wenn er einmal (2. Kor. 11, 23 ff.) berichtet: „Ich habe mehr gearbeitet als sie, ich habe mehr Schläge erlitten, ich bin öfter gefangen, oft in Todesnöten gewesen. Von den Juden habe ich fünfmal empfangen vierzig Streiche weniger eins. Ich bin dreimal gestäupt, einmal gegeißelt, dreimal habe ich Schiffbruch erlitten, Tag und Nacht habe ich zugebracht in der Tiefe. Ich bin in Gefahr gewesen zu Wasser, in Gefahr unter Mördern, in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blöße" —!

Und das Leben liebt er! Er hat die Aussicht, durch den Tod davon erlöst zu werden. Er hat auch Lust hierzu. Und doch: Er hat auch Lust zum Leben! Ja, so große Lust, daß er mit heller Freude seine „Zuversicht" ausspricht, noch im Leben „bleiben" zu dürfen!

Was für unendliche Güter muß ihm das Leben bieten, was für Glück und Freude, wenn er es liebt, trotzdem es auch soviel entsetzlich Schweres für ihn hat! Ja, so köstlich ist dieses Schöne in seinem Leben, daß er darüber all das Häßliche gar nicht bemerkt. Da er überlegt, ob er sich Leben erwählen solle, sagt er nicht ein Wort von der Not und dem Leid desselben. Wie in dem vollen Becher süßen, feurigen Weines der eine Tropfen Wermut nicht mehr zu schmecken ist, so schmeckt Paulus nichts mehr von der Bitterkeit des Lebens, weil die Süßigkeit zu groß ist.

Wie hoch steht er! Und doch redet er so ruhig davon, als wenn es nicht anders sein könnte. Ach, wir wissen aus Erfahrung, wie ganz anders es sein kann. Und doch redet Paulus davon, als wenn diese Höhe auf uns alle wartete. Ja, ja, im Glauben können alle sie ersteigen! Auch du kannst sagen lernen:

Wie groß ist unsre Seligkeit,
O Gott, schon in der Prüfungszeit,
Selbst unter viel Beschwerden,
Wenn unser Herz sich dir ergiebt,
Und treu in deinem Dienst sich übt!
Wie groß wird sie einst werden,
Wenn sich herrlich
Jenes Leben wird anheben,
Wo man Freuden
Erntet von der Saat der Leiden!
Amen.

XI.

Wer kann beides, Sterben und Leben, lieben?

[32. Betrachtung: Christus ist mein Leben.]

Phil. 1, 21. 22. Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn. Sintemal aber im Fleische leben, dienet mehr Frucht zu schaffen, so weiß ich nicht, welches ich erwählen soll.

Staunend schauen wir zu dem hohen Apostel Paulus auf, dem beides, Leben und Sterben, so lieb ist, daß er nicht weiß, welches von beiden er sich erwählen soll. Staunend; denn wir können es nicht leugnen: wir stehen nicht auf dieser Höhe. Wir seufzen noch über das Leben, wir fliehen noch vor dem Tode. Oder wenn auch wir sagen möchten: Mir ist es gleich, ob ich noch leben oder schon sterben soll, so meinen wir's doch ganz anders als Paulus: Uns ist das Leben und das Sterben gleich schwer, wir lieben keines von beiden.

Und doch ist es nichts als der Glaube, der ihn solche Höhe

ersteigen ließ? Sind wir denn nicht verloren ohne Glauben? Gewiß. Aber dennoch haben nicht alle, die da selig werden, ebenso sagen können wie Paulus. Von dem frommen Bernhard von Clairvaux hat Luther geurteilt: „Er ist der frömmste Mönch gewesen; den hab ich vor allen andern Mönchen lieb". Und doch hat dieser edelste und innigste Christ, den wir aus dem Mittelalter kennen, auch schreiben können: „Ich mag nicht mehr leben und weiß nicht, ob Sterben ein Glück für mich wäre". Freilich wird heute, nachdem durch Luther das reine Evangelium wieder auf den Leuchter gestellt ist, kein gläubiger evangelischer Christ mehr so sagen können. Aber man kann wirklichen Glauben haben, ohne doch schon so hoch zu stehen wie Paulus. Diese Höhe läßt sich nicht mit einem einzigen Schritt ersteigen. Den Glauben, der vor dem ewigen Verderben rettet, kann jeder durch Gottes Gnade erlangen. Aber die herrlichen Güter, die nur dem Glaubenden erreichbar sind, erlangt man nicht alle alsbald, wenn der Glaube im Herzen erstanden ist. Von kleinem und von großem Glauben redet der Herr. Je größer der Glaube, desto größer auch die himmlischen Schätze, die er verleiht. Deshalb redet die Schrift soviel von wachsen, zunehmen, völliger werden.

Darum wollen wir nicht verzagen, weil wir noch nicht einem Paulus gleichen. Aber wir wollen auch fragen, wie dieser erhabene Standort zu erreichen ist, wollen ihn selber fragen, auf welchem Wege er diesen Gipfel des Glaubens erklommen hat, um ihm nach emporsteigen zu können. Vielleicht werden wir in unserem Erdenleben nicht mehr dahin kommen können, wo er gestanden hat. Wir haben vielleicht in dem vergangenen Leben zu vieles versäumt. Es liegen vielleicht ganze Jahrzehnte hinter uns, da wir noch gar nicht den Weg des Glaubens betreten hatten oder da wir völlig stehen blieben. Das läßt sich kaum wieder einholen. Wer weiß auch, ob nicht die Zeit, die uns zum Fortschreiten noch bleibt, nur sehr kurz ist. Aber würden wir auch nicht mehr den höchsten Gipfel erreichen können, — auf diesem Wege empor zur Höhe ist jeder Schritt vorwärts ein seliger Gewinn. Je höher wir kommen, desto mehr entsteigen wir den bedrückenden, quälenden Dünsten der Todesfurcht und des Lebensüberdrusses, desto reiner, stärkender, belebender wird die Luft, die unsere Seele atmet, desto näher kommen

wir dem leuchtenden Himmel, da der ganze Erdenjammer und die ganze Todesnot überwunden zu unseren Füßen liegen.

Wohlan denn! Was hat dem Apostel möglich gemacht, das Sterben wie das Leben gleichermaßen zu lieben? Er antwortet uns: **Christus ist mein Leben.** Darum war das Sterben ihm Gewinn und doch das Leben ihm teuerwert.

Um uns das Geheimnis seiner Lebens- und Sterbensfreudigkeit zu offenbaren, wählt er ein Wort, das selbst wieder so geheimnisvoll lautet: „Christus ist mein Leben". Versuchen wir es zu verstehen!

Allem, das da lebt, ist die Liebe zum Leben eingepflanzt. Wie ist es denn möglich, daß solche, welchen das höchste Leben gegeben ist, daß Menschen das Leben von sich werfen können, wie man eine Muschel fortwirft, in der man eine Perle vermutete, die aber leer ist; wie eine Frucht, in deren Schale man vergebens nach einem süßen Kerne gesucht hat? Ja, dies ist das rechte Bild. Unser äußerliches Leben, daß wir überhaupt auf der Erde existieren, ist nur wie die Schale. Wir suchen etwas darin. Nur wenn wir das in dem Leben haben, wonach unser Sinn steht, ist uns das Leben lebenswert. Was uns das Leben wert, welche edle Perle die Muschel wertvoll macht, das ist unendlich verschieden bei den verschiedenen Menschen. Aber jeder hat etwas, davon er sagen könnte: Das ist mein Leben! Solange er das hat, lebt er gern, mag auch manches Unangenehme ihm begegnen, so daß andere ihn deshalb bedauern: Was fragt er nach der rauhen Schale, wenn sie nur den ihm wohlschmeckenden Kern in sich hält! Wenn er das nicht mehr hat, so mag sein äußerliches Leben soviel Gutes und Schönes bieten, daß andere ihn darum beneiden, er mag dieses Leben nicht mehr: Was liegt ihm an der schön geformten und schön gefärbten Hülse, wenn kein süßer Inhalt mehr darin ist!

Wie kann jene Frau es nur aushalten bei dem unbedeutenden, geistlosen, herzlosen Manne? Sie weiß, daß alles eher als Liebe ihn bewogen hat, ihr seine Hand zu bieten; sie weiß, daß sie ihn nie geliebt hat, nie lieben wird. Und doch ist sie so strahlend froh, so vollkommen glücklich? Wundervoll findet sie das Leben; denn sie hat darin gefunden, was einzig ihr Leben ist: hohen Rang,

unermeßlichen Reichtum, Vergnügungen ohne Ende, prunkende Feste. Wie ist es möglich, daß jener in Glanz und Üppigkeit aufgewachsene Sohn seines Vaters Zorn, Verstoßung, Enterbung erträgt und in Dürftigkeit und Entbehrung unter saurer Arbeit seine Tage verbringt? Weil nur eins sein Leben ist, die Kunst. Leer kommt ihm die Schale seines Lebens vor, wenn er auf den Gütern seines Vaters im Reichtum schwelgen soll. Reich und köstlich ist ihm auch das elendeste Künstlerleben. Umgekehrt, warum stürzt sich jener Feldherr nach der verlorenen Schlacht in sein Schwert? Weil aus seinem Leben das eine hinweggenommen ist, was seinem Leben für ihn Wert gab, der Ruhm des Siegers. Warum sehnt sich jene Frau so heiß nach dem Tode? Sie hat doch noch all den Reichtum, den sie früher hatte; sie kann ganz und gar weiter leben wie bisher. Tausende würden frohlocken, wenn sie soviel Gutes hätten. Aber, „mein Mann war mein Leben", jammert sie. „Seitdem ich ihn begraben, ist mir das Leben nichts mehr. Ich mag es nicht mehr."

Nun hören wir wieder den Apostel! „Mein Leben — ist Christus. Unendlich verschieden ist, worein die Menschen ihr Leben setzen. Das Leben in meinem Leben ist Christus!"

Mutet dich das fremd an? Nun ja, es ist ein Wunder, wenn ein Mensch so sagen kann. Und vor jedem Wunder stehen wir zunächst befremdet; unheimlich will uns zu Mute werden, eben weil wir fühlen, daß das nicht natürlich zugehen kann. Es ist auch bei Paulus nicht natürlich zugegangen. Viele lange Jahre seines Lebens hat er etwas ganz anderes als Inhalt seines Lebens und Strebens geliebt. Es war die eigene Rechtschaffenheit, das stolze Bewußtsein seines untadeligen Wandels nach dem väterlichen Gesetze. Das war sein alles, dafür that er alles. Aber es kam die Stunde, da ihm die Augen darüber aufgingen, daß dieser schöne Kern ganz und gar von Würmern zerfressen war, daß er, der sich für einen Liebling Gottes gehalten hatte, ein verlorner und verdammter Sünder sei; die Stunde auf dem Wege nach Damaskus, da er mit Angst und Schrecken erkannte, daß er den Retter der Sünder, den Erlöser der Welt, den Auferstandenen, zur Rechten Gottes Thronenden gehaßt, geschmäht, verfolgt habe. Da war seinem Leben die Herzwurzel ausgebrochen. Er mochte nicht weiter leben, konnte tage-

lang nicht Speise oder Trank zu sich nehmen. Sollte er dies leer, ja faul gewordene Leben von sich werfen? Aber nein, dazu war seine Scheu vor dem Gott, der es ihm gegeben, doch zu groß. Aber so elend weiter existieren konnte er auch nicht. Da hat er mit heißem Verlangen nach einem bessern Inhalt für sein Leben ausgeschaut und hat ihn gefunden.

Was für wogende Gedanken mögen in jenen Tagen durch sein Herz geflutet sein! Der Christus, der ihn, seinen wahnwitzigen Verfolger, hätte zerschmettern und damit dem ewigen Verderben preisgeben können, der hat ihn nur aufgehalten auf dem furchtbaren Wege, hat ihn nur zur Besinnung zu bringen gesucht, hat ihn nach Damaskus gewiesen, damit er Vergebung seiner schrecklichen Missethat und den heiligen Geist als Pfand seiner Begnadigung empfange. Wie war das möglich, daß der ihn retten und selig machen wollte und durfte? Wie ein wunderbares, seliges Licht strömte die Erkenntnis in Pauli Herz hinein: „Er hat mich — geliebet und hat sich selbst für mich dargegeben" (Gal. 2, 20). Den ich gehaßt habe, der hat mich geliebt; dem ich seine Ehre und alles nehmen wollte, der hat sich für mich in den Tod gegeben, um mich retten zu können!

Mit der ganzen Inbrunst seiner Seele umfaßt er den wunderbaren Erretter: Du allein sollst mein Leben sein! Was ist alles andere gegen dich! Christus, du bist mein Leben! Und je länger er lebt, desto klarer und gewisser wird ihm, daß er alles Gute, was er ist und hat, nur Jesu Christo zu verdanken hat. Wenn er zu dem heiligen Gott getrost aufblicken und zu ihm sagen darf: „Abba, lieber Vater"; wenn er bei der Erinnerung an seine große Sünde doch Friede im Gewissen behalten kann, Ruhe in allen Stürmen des Lebens, fröhlichen Mut im Blick auf Tod und Ewigkeit, Kraft zu einem heiligen Wandel, — das alles hat er ja durch Christum. So wird Christus mehr und mehr seine Freude; ist er doch die Quelle all dessen, was Paulum froh macht. So wird Christus je länger desto mehr seine ganze Liebe, daß er sich das Leben ohne ihn nicht mehr vorzustellen vermag. So wird Christus täglich mehr seines Lebens Ziel, daß er nur ihm wohlgefalle, nur ihm diene.

Das ist die ungeheure Wandlung, die mit ihm vorgegangen ist. An jedem muß sie geschehen, der zu den lichten, seligen Höhen

des Glaubens aufsteigen will. Es mag solch eine Umwandlung dir zu groß, ja unmöglich erscheinen. Aber wisse auch, es gibt keinen andern Weg zu dem erhabenen Standorte, da das Leben wie das Sterben ihre quälende Gewalt über uns verloren haben, da wir Lust haben zum Leben und zum Sterben. Ach, daß du erlebtest, was Paulus erlebt hat! Daß deines natürlichen Lebens Inhalt dir zerschlagen, daß Jesus Christus dein Leben würde!

---

33. Betrachtung: Sterben ist mein Gewinn.

„Ich habe Lust, abzuscheiden", denn „Sterben ist mir Gewinn". Wahrlich, ein Wunder ohnegleichen! Eine totale Umwandlung, als wenn man das tödliche Gift zu heilendem Trank umwandeln könnte, die hinraffende Seuche zu einer Genesung bringenden Macht! Das schreckliche Sterben ein erwünschter Gewinn! Wie ist es möglich?

Dreifach ist das Schreckliche des Todes. Er reißt uns hinaus aus dem, was wir haben; er führt uns in ein Land, über dem tiefes Dunkel lagert; und durch ein Thor hindurch, davor uns graut.

Fühlen wir nicht alle das Sterben als furchtbaren Verlust? Zwingt der Tod uns nicht, alles zu verlassen, was uns lieb ist, die Erde, darauf wir uns heimisch fühlen, das helle Sonnenlicht, das uns erquickt, das Haus, darin wir so behaglich wohnen, mit allem, das wir voll Freude unser nennen, die lieben Menschen, die uns umgeben und erfreuen? Läßt sich ein größerer Verlust auch nur ausdenken? Wir beklagen den, der aus seiner Heimat verbannt ist; wir bedauern den, der sein Vermögen verloren hat; wir trauern mit dem, der einen teuren Menschen begraben mußte. Aber was sind all diese partiellen Verluste gegen den Verlust von allem, den wir von unserm Tode zu erwarten haben? Wie ist es denn begreiflich, daß Paulus davon nichts sagt, sondern geradezu von „Gewinn" redet?

Unendlich glücklich fühlte sich jenes Mädchen in dem Elternhause, darin sie aufgewachsen war, dort in dem uralten weiten Garten mit seinem stillen See und all den lauschigen Plätzen, um-

geben von den blumenreichen Wiesen und dem geheimnisvollen Walde, gegen die laute Welt abgeschlossen durch die ernsten Berge. Heimweh ergriff sie jedesmal, wenn sie für einige Zeit zum Besuch bei den Verwandten in der engen, dunstigen, lärmenden Stadt weilen mußte. Wie oft ist sie ihren so innig geliebten Eltern um den Hals gefallen und hat gesagt: Nie, nie kann ich euch verlassen. Und wenn sie antworteten: Aber einmal werden wir dich doch verlassen müssen, so hat sie erklärt: Das überlebe ich nicht; wenn ihr sterbt, so folge ich euch bald. Und dennoch, — nun nimmt sie Abschied von der Heimat, um für immer in die dumpfe Stadt und ihr Getöse zu ziehen. O ja, sie weint, denn Scheiden thut immer weh. Aber wenn man sie mitleidig fragen würde, ob sie nicht lieber hier bleiben wolle, so würde sie das wie eine Beleidigung empfinden. Nein, ihr Auge strahlt vor heller Freude, wenn sie an die Zukunft gedenkt. Unendlich reich kommt sie sich vor; wieviel reicher als früher! Wie ist es möglich? Ist das Elternhaus mit Garten und Wiesen und Vater und Mutter ein anderes geworden, daß sie es fröhlich verlassen kann? Ist die Stadt mit ihren beklemmend hohen Häusern, ihrem Kohlenstaub, ihrem betäubenden Lärm eine andere geworden, daß es sie dahin ziehen kann? O nein, alles ist geblieben, wie es war. Nur sie selbst ist eine andere geworden. Ihr Leben hat einen andern *Inhalt* bekommen. Etwas anderes ist ihr *Leben* geworden: Der Mann, an dessen Hand sie das Elternhaus verläßt und in die Stadt zieht. Bei ihm zu sein, das ist jetzt das Höchste für sie.

Das verstehen wir. Sollten wir nicht auch den Apostel Paulus verstehen können? „Christus ist *mein Leben*“; darum „habe ich *Lust*, abzuscheiden und *bei Christo zu sein*“. Ihn liebt er über alles. Daß Christus *bei ihm* ist, das ist seine Freude. Aber vollkommen ist diese Freude noch nicht. Er ist ja noch nicht *bei Christo*. Wie glücklich fühlt er sich schon hier, weil er weiß, daß Christus ihn liebt! Aber wie anders noch muß es sein, wenn er ihn sehen darf von Angesicht zu Angesicht, wenn er seine Stimme hören, wenn er an seiner Herrlichkeit teilhaben darf! Sein ganzes Herz hanget an Christo, so ziehet sein ganzes Herz ihn hin zu Christo. „Bei Christo zu sein!“ wie frohlockt seine Seele bei dem Gedanken! „*Gewinn* ist mir das Sterben.“

Aber er könnte doch auch von Verlust reden? Er muß doch alles, was er hier hatte, verlieren? Gewiß, aber er denkt gar nicht daran. Es wäre lächerlich, das nur zu erwähnen. Gewiß, wer das große Los gewonnen hat, der hat auch verloren, hundert Mark Einsatz verloren. Aber dreimalhunderttausend Mark gewonnen! Würde es ihm nicht lächerlich vorkommen, wenn ihr ihn in seiner Freude über den Gewinn daran erinnern wolltet, daß er doch auch verloren habe?

Ein zweites macht den Tod schrecklich: Das Dunkel, in das er uns hineinführt. Nicht nur der glaubenslosen Welt ist es finster hinter dem Tode, so finster, daß sie sich noch am wenigsten beklommen fühlt, wenn sie sich einfach einredet, es sei nichts dahinter; nein, auch der gläubige Christ weiß sowenig von dem Lande, dahin der Tod uns führt, daß ihm wohl unheimlich zu Mute werden kann, wenn er dahinein gehen soll. Paulus fühlt nichts von Grauen. Denn eines siehet er unendlich groß und leuchtend helle dort jenseits des Todes, und nach dem einen streckt er seine Hände voll Verlangen aus: „Ich habe Lust, bei Christo zu sein".

Ein Knabe, den ich vor nicht langer Zeit eingesegnet hatte, besuchte mich, um von mir Abschied zu nehmen. Er wollte, und zwar allein, über den Ozean reisen und drüben sein Glück suchen. Und doch sprach er so fest und hoffnungsfroh, daß ich ihn fragte, ob ihm denn vor der neuen Welt jenseits des Meeres gar nicht bange sei; dort sei doch alles, selbst die Sprache, ganz anders als hier. Er antwortete: „Ach nein, mein Bruder ist ja schon da und zu dem gehe ich". Nichts wußte er von dem ganzen Weltteil, als daß sein Bruder da sei. Den kannte er. Das war ihm genug. Dieser eine helle Punkt machte ihm alles helle.

Eins kennt Paulus dort jenseits des Todes, Jesum Christum, der sich nicht geschämt hat, seine Jünger seine Brüder zu heißen. Den kennt er genau. Zu dem hat er das volle Vertrauen der Liebe. Und der ist in der Ewigkeit mehr als einer unter vielen. Dem ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Seiner Ehre sind alle Ewigkeiten voll. Wie sollte denn für Paulus die Ewigkeit dunkel sein?

Endlich aber das Thor zur Ewigkeit, das Sterben selbst! Selbstverständlich hat jeder Mensch, auch ein Paulus, etwas in sich,

das sich gegen das Sterben, gegen das Ablegen des Leibes sträubt. Im zweiten Briefe an die Korinther (5, 4) hat er das offen ausgesprochen. In unserem Texte sagt er nichts mehr davon. Vielleicht ist er, seitdem er jenen Brief schrieb, soviel „gewachsen", daß er jetzt auch über das Grauen vor dem Scheiden von Leib und Seele hinweg ist. Aber auch damals schon konnte er schreiben: „Wir haben viel mehr Lust, außer dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn" (V. 8). Obwohl ihm das Ablegen des Leibes nicht lieb war, hatte er doch Lust dazu, weil es keinen andern Weg gab, um „bei Christo zu sein". Man erträgt ja manches Schwere, wenn man nicht anders das erreichen kann, wonach das Herz sich sehnt.

„Sollte das Leiden wiederkehren", so erklärte jene Frau, „so werde ich lieber sterben, als noch einmal diese furchtbare Operation durchmachen." Aber als sie ein paar Jahre der Gesundheit genossen hatte und nun das alte Übel sich wieder zeigte, da war die Sehnsucht nach dem Leben doch zu stark, sie unterzog sich doch wieder dem, was ihr so furchtbar war. Pauli Sehnsucht nach Christo ist zu stark, er hat Lust zu dem Tode, der ihn zu Christo bringt.

Er wird noch etwas anderes gelernt haben, das ihm die Furcht vor dem Tode genommen hat. „Christus war sein Leben." Und Christus ist das einzige, das der Tod uns nicht entreißen kann. Alles andere, selbst die Liebe zu teuren Menschen, wird im Sterben gleichsam zum Schweigen gebracht. Ist es ein langsames, allmähliches Sterben, so können wir es wohl selbst mit Schmerz beobachten, wie nach und nach die Liebe zu uns Zurückbleibenden geringer wird. Die erlahmenden Hände, die brechenden Augen, die vergehenden Gedanken lassen los, woran sie bisher sich gehalten hatten. Christus aber ist „bei uns alle Tage bis an der Welt Ende", auch an unserem Ende. Ihn, den Ewigen, kann die in die Ewigkeit eintretende Seele festhalten. Ist Christus unser Leben, so behalten wir Leben auch inmitten des Todes. Und was wir damit behalten, ist soviel und kann uns soviel sein, daß wir davor den Verlust des Leibes nicht empfinden.

Wie hat doch er selbst gesagt? „So jemand mein Wort hält, der wird den Tod nicht schmecken ewiglich" (Joh. 8, 52). Er stirbt,

aber er schmeckt nicht den Tod. Er fühlt, daß Christus sein Leben ist, darum fühlt er den Tod nicht.

Jener große Tondichter, der auch ein innig gläubiger evangelischer Christ war, hat das Wunder, von dem Paulus redet, in Tönen darzustellen gesucht, das Wunder der totalen Verwandlung des Todes für den, dessen Leben Christus ist. Friedvoll und freudvoll läßt er alle Stimmen singen: „Christus, der ist mein Leben". Dann, da er an das Wort „Sterben" kommt, ist es, als wollten die Stimmen versagen. Langsam, zögernd, als würden sie gezwungen, setzen sie schwerfällig eine nach der andern ein. Und nichts von harmonischem Zusammenklingen, nein, als wenn jede Stimme das Grauen, das ihr der Gedanke ans Sterben bereitet, in die Welt hinausjammern wollte. „Sterben ist —", dann als besänne er sich, daß er ja begonnen: „Christus, der ist mein Leben"; dann kann es ja nicht mehr heißen: „Sterben ist mir ein Graun", nein, „Sterben ist —", laut jubeln sie: „ist mir Gewinn". Und friedvoll, freudvoll fahren sie fort: „Ihm thu' ich mich ergeben, in Freud' fahr ich dahin". Der hat's verstanden, die Umwandlung des schrecklichen Sterbens in einen köstlichen Gewinn.

[34. Betrachtung: Leben dient mehr Frucht zu schaffen.]

Glücklich der Mensch, der ohne Schmerz die Stunden und Tage und Jahre seines Lebens dahinfließen sehen kann, weil er das Ende liebt! Aber doppelt glücklich der, dem auch die Zeit bis dahin nicht lang wird, weil er auch das Leben liebt! Wie wenn ein Mädchen auf der Reise nach der Heimat ist und immer wieder voll Freude berechnet, wie viele Stationen nur noch übrig sind, bis sie „nach Hause" kommt; und doch ist ihr auch die Reise so wunderschön, die Gegend, durch die sie fährt, so herrlich, die Gesellschaft, die sie gefunden, so angenehm, daß sie ganz gern noch ein wenig länger reisen würde. So hat Paulus Lust abzuscheiden. Und doch möchte er auch ganz gern noch ein wenig länger „bleiben", länger leben. Ja, er hofft darauf. „In guter Zuversicht weiß ich, daß ich bleiben und bei euch allen sein werde."

Wenn aber von irgend einem Menschen gegolten hat: „Kein Reisen ist ohn' Ungemach", so doch von ihm. Wie kann er all das Schwere und Bittere gleichsam übersehen? Wie kann er fröhlich bereit sein, das alles weiter zu ertragen? Er hat eins, das macht sein Leben so reich und sein Herz so glücklich, daß er alle Entbehrungen und alle Leiden nicht achtet.

Über eine Familie waren schwere Zeiten hereingebrochen. Durch unglückliche Umstände war das gesamte Vermögen verloren gegangen. Ihre glänzende Wohnung, ihren gewohnten Verkehr hatten sie aufgeben müssen. Längere Krankheit war hinzugekommen. Der Mann wurde so trübsinnig, daß die Frau erkannte, ihn müsse noch ein besonderer Kummer quälen. Sie bat ihn, ihr seinen Schmerz anzuvertrauen. Er rief: „Alles wollte ich ertragen, wenn ich es allein zu tragen hätte! O hätte ich nur nicht dich verleitet, mein Weib zu werden!" Da ist sie ihm um den Hals gefallen und hat gesagt: „Mit dir vereint ertrage ich das alles mit Freuden, und wäre es noch viel schwerer". „Aber das ist ja gar kein Leben, dieses Dasein, das du führen mußt." „Du bist mein Leben. Solange ich dich habe, bin ich überglücklich."

Paulus hat noch etwas Höheres: „Christus ist mein Leben".

Wie reich war nun sein Leben trotz allem, was er entbehren mußte! Was er entbehren mußte, war doch nur Irdisches, dadurch das Herz, die Seele nicht satt werden kann. Das Bewußtsein aber, daß der Sohn Gottes ihn liebe, und die Freude, daß er diesen seinen hoch erhabenen, gnadenvollen Heiland lieb haben dürfe, das machte seine Seele über alle Maßen reich. Das Schwere, das er erdulden mußte, war doch nur Äußerliches und Vorübergehendes. Die Freude aber, daß Christus sein war, daß er das denkbar Höchste, den denkbar Besten zu seinem Freunde habe, füllte sein ganzes Inneres unablässig aus. Diese stolze Freude versüßte ihm alles Bittere. „Muß ich mit Thränen feuchten den Weg durch diese Zeit, mein Jesus und sein Leuchten versüßet alles Leid."

„Und dann", so fuhr jene Frau fort, „würden wir beiden uns wohl so tief und innig lieb haben, wenn wir noch im Glücke schwelgten? Hat nicht gerade das schwere Leid uns so eng vereinigt? Sind wir nicht gerade in dieser Trübsalszeit einander alles geworden?" Paulus kann das Schwere, das ihm sein Leben bringt,

nicht mehr mit Bitterkeit oder Schmerz anschauen, weil es ihm nur dazu gedient hat, sich immer fester an Christum anzuschließen, in Christo immer mehr sein alles zu haben. Da hat er erfahren, daß Christus groß und reich und treu und teuer genug ist, um einem Menschenherzen alles zu ersetzen, alles zu sein. Wenn ihm bange werden wollte, was hat ihn vor dem Verzagen bewahrt? Was anders als Christus! Wenn ihn Sorge, Trauer, Niedergeschlagenheit überfallen wollten, was hat sie vertrieben, was hat ihm wieder Mut und Trost und Zuversicht gegeben? Was anders als Christus! Wenn vor seinem Wirken die Hindernisse sich auftürmten bergehoch, wer hat die Berge ins Meer geworfen, daß seine Arbeit nicht vergeblich war? Wenn Juden und Heiden und „falsche Brüder" die von ihm ausgestreute Saat wieder vernichten wollten, wer hat ihnen zur rechten Zeit ein allmächtiges „Bis hierher und nicht weiter" zugerufen, daß Paulus beim Blick auf seine so schwer gefährdeten Christengemeinden schreiben mußte: „Ich danke meinem Gott, so oft ich euer gedenke"? Wer anders als Christus! So ist ihm unter allen Stürmen Christus nur immer herrlicher, bewundernswerter, liebenswerter geworden. So liebt er auch die Trübsal seines Lebens, ja, „rühmt sich" ihrer, weil sie ihm „Erfahrung gebracht" hat, die Erfahrung, daß dann unser Leben wahrhaftig lebenswert ist, wenn Christus unser Leben ist.

„Glaube mir", so schloß jene Frau, „ich habe mich nie so glücklich gefühlt wie jetzt. Früher war mein Leben ein nichtiges Tändeln, jetzt erst hat es einen wirklichen Zweck bekommen. Jetzt erst lebe ich wirklich. Denn früher hattest du alle Hilfe von den bezahlten Leuten; jetzt alles von mir. Und das ist doch mein höchstes Glück, wenn ich dir helfen und dienen und nützen kann."

Alle wirkliche Liebe brennt vor Verlangen danach, etwas thun zu können, für den, den man liebt. Auch wenn solches Thun sehr schwer ist, so empfindet man es nicht wie eine saure Arbeit, sondern als köstlichen Genuß. Ja, wenn man sich selbst damit verzehren würde, — ist freie, wahre Liebe die verzehrende Flamme, so ist es nicht schmerzlich, sondern höchste Freude.

Christus ist Pauli Leben. Ihn liebt der Apostel über alles. So sehnt sich sein ganzes Herz danach, für Christum etwas thun zu können. Wie der Baum dem Gärtner, der ihn aus dem Dorn-

gestrüpp, darunter er verkommen mußte, herausgenommen und in guten Boden verpflanzt und veredelt und gepflegt hat, schöne Früchte trägt, so möchte Paulus dem Herrn Christo, dem er alles verdankt, seine Liebe vergelten und Frucht tragen. Er möchte freilich auch gern „bei Christo sein" und darum „abscheiden". Aber dann würde er ja nicht mehr für ihn wirken können. Würde er dagegen noch länger auf Erden leben, so würde er Christo noch „mehr Frucht schaffen" können, Christo „nützen" können. Und das ist ihm die höchste Freude. Um sie noch länger genießen zu können, möchte er hier „bleiben".

Damit aber ist auch all das Schwere, das er in seinem Leben zu tragen hat, völlig verwandelt. Denn es ist ja alles die Folge davon, daß er Christo dienen will. Er würde ja das bequemste, angenehmste, leichteste Leben haben können, wenn er nur nicht den Namen Christi verkündigte und die Ehre Christi auf Erden groß zu machen suchte. So ist all seine Trübsal einzig für Christum. Und was für Christum ist, das ist ihm köstlich.

Kennt ihr es nicht, wie ein Mensch, der von großer und starker Liebe getrieben wird, sich geradezu freuen kann, wenn ihm seine Liebe Opfer auferlegt? Wie eine Mutter sich freut, daß ihr krankes Kind noch die Reise aus der Ferne nach Hause machen konnte, weil nun sie die schwere, schlafraubende, aufreibende Pflege auf sich nehmen kann? Wie man sich freut, wenn man Gesundheit und Leben aufs Spiel setzen kann, um den zu retten, den man lieb hat? Nicht nur erträglich sind dem Apostel die Lasten seines Lebens, nein, er trägt sie mit stolzer Freude, weil er sie für seinen Herrn Jesum Christum trägt. Sie sind ihm wie Orden und Ehrenzeichen.

Ja, solch ein Leben für Christum ist groß und wertvoll. Das ist sehr begreiflich, daß unendlich vielen ihr Leben nichtig und leer vorkommt. „Was soll ich eigentlich noch auf der Welt", sagte mir einst jemand, „wozu noch weiter arbeiten und verdienen? Mein einziger Sohn, für den ich früher lebte, ist tot. Soll ich mich für lachende Erben quälen?" Gewiß, das muß ein jämmerliches Dasein sein. Oder nur für sich selbst zu leben, nur damit man zu essen, zu trinken, sich zu kleiden habe; oder nur für das Vergnügen zu leben; oder nur für das Geschäft; oder nur für den Beruf; oder nur für Kunst oder Wissenschaft; oder nur für den Mann oder

Weib und Kind; oder nur für die Schule oder die Kirche oder den Staat? O, das Leben kann noch einen höheren Inhalt und Zweck haben als dieses alles. Für den, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, kannst du leben. An dem Reiche, das alle Staaten, alle Kirchen, alle Schulen dieser Welt überdauern wird, kannst du bauen. Für den König des Himmels, für die Ewigkeit kannst du wirken. Und so gewiß der Mensch für die Ewigkeit angelegt ist, so gewiß ist sein Leben erst dann, was es sein soll, erst dann reich, voll und groß, wenn es für die Ewigkeit ist. Wem Gott eine Künstlernatur verliehen hat, der fühlt sich nicht eher wahrhaft glücklich, als bis er der Kunst dienen kann. Dem Menschen ist Ewigkeitsnatur gegeben; darum ist er nicht eher wahrhaft glücklich, als bis er für die Ewigkeit lebt. Darum mag Paulus jetzt so gerne leben, weil er jetzt für Christum und damit für die Ewigkeit lebt.

Meinst du, dein Beruf, deine Arbeit sei soviel niedriger? Thorheit! Denn alle, auch die allerunscheinbarste Arbeit kann für Christum sein und Frucht für die Ewigkeit schaffen. Dann ist sie es, wenn du sie darum thust, weil er sie dir beschieden hat, und sie so thust, daß er mit dir zufrieden ist. Und hättest du nicht mehr zu thun, als krank oder schwach, lahm oder blind zu sein und darum nichts zu thun. Wenn du das willig thust, weil er es von dir fordert, und mit der Geduld und Freundlichkeit, wie er es gerne hat, so ist das wertvoll für die Ewigkeit.

Noch haben wir das Leben. Noch können wir Christum finden, noch kann Christus mehr und mehr unser Leben werden. Gott helfe uns dazu, daß wir den haben, der uns das Sterben und das Leben verwandelt, das Sterben zu unserem Gewinn, das Leben des Lebens wert macht!

Drum, ich sterbe oder lebe,
Bleib' ich doch dein Eigentum;
An dich ich mich ganz ergebe,
Du bist meiner Seele Ruhm,
Meine Zuversicht und Freude,
Meine Süßigkeit im Leide.
Ich bin dein und du bist mein,
Ich will keines andern sein.
Amen.

XII.

Ist deine Hoffnung tot oder lebendig?

[35. Betrachtung: Tote Hoffnungen.]

1. Petri 1, 3. Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.

Welch eigentümliche Anschauung spricht sich doch in dem bekannten Wort aus: „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf!" Als wenn *das* wohl begreiflich wäre, daß der Mensch in den kleinen Wechselfällen dieses Lebens sich mit der Hoffnung auf bessere Tage aufrichtet; als wenn aber *das* etwas ganz Wunderbares wäre, daß er auch am Grabe noch etwas zu hoffen wagt! Sind denn nicht alle dunkeln Stunden während unseres Lebens wie nichts gegen die tiefe Finsternis des Todes? Dort handelt es sich nur um Verlust von diesem oder jenem, hier um Verlust von *allem*. Dort kann ich einzelnes einbüßen, hier mich selbst, meine Existenz! *Bedürfen* wir nicht gerade am Grabe eines Lichtes? Wenn ich nur *einmal* hoffen dürfte, so würde ich während meines ganzen Lebens darauf verzichten, um mir diesen Sonnenstrahl der Hoffnung für die Stunde aufzubewahren, wo sich vor mir das Grab aufthut.

Welch furchtbare Verzweiflung muß doch über uns Menschen Gewalt gewinnen können, wenn es solche gibt, die am Grabe nichts mehr hoffen! Aber solche gibt es in Wirklichkeit nicht. Die *nichts* hinter Tod und Grab zu sehen meinen, sie hoffen auch! Sie hoffen eben auf das Nichts! Sie wollen nichts anderes als das ewige Nichts. So tief kann ein Mensch sinken! Kann ein hoch über den Bergen in stolzem Fluge kreisender Adler sich wünschen, eine Kröte im Schlamme zu sein? Kann ein für den Herrscherthron geborener Königssohn sich wünschen, ein Lumpensammler zu sein? Und ein für das ewige Leben erschaffener Mensch kann auf ewige Vernichtung hoffen!

Wir hoffen auf eine Ewigkeit. Ist es wirkliche Hoffnung? Lebendige Christen haben, wie der Apostel es nennt, lebendige Hoffnung. Der anderen Hoffnung ist tot. Was will das sagen: **Lebendige Hoffnung?** Das ist eine Hoffnung, die in lebendigen Farben gemalt ist und eine lebendige Wurzel hat.

Was heißt hoffen anders, als sich ein schönes Bild von der Zukunft entwerfen! So schaut der Kranke von seinem Lager hoffnungsvoll in die Ferne und sieht sich gesund im Garten umhergehen, frisch bei der Arbeit stehen, fröhlich jenes Vergnügen genießen. Wer über Tod und Grab hinaus hofft, der malt sich aus, was danach aus seiner Seele und seinem Leibe werden wird.

Aber was für eine auffallende Entdeckung müssen wir machen, wenn wir uns nach solchen Malern umsehen! Wir hoffen doch sonst so gern. Ein Labsal in all dem Trüben, das wir erleben müssen, ist es uns, diese dunklen Bilder der Gegenwart wenigstens für den Augenblick durch helle Bilder der Zukunft zu verdrängen. Müssen wir auch noch so oft erleben, daß diese Gebilde unserer hoffenden Phantasie gar bald in nichts zerfließen, so können wir doch nicht lassen, immer wieder erwartungsvoll in die Zukunft zu schauen: Diese Vorfreude, auf die vielleicht nie die Freude selbst folgt, das bloße Hoffen ist uns Freude und Erquickung. Nun, so sollte man doch erwarten, wir wären auch unermüdlich darin, an die Zukunft nach dem Tode zu denken, ja, das wären uns die köstlichsten Augenblicke unseres Lebens, wenn wir uns die Ewigkeit mit schönen Farben ausmalen können; wir würden jede freie Stunde dazu benutzen, uns gleichsam vor dieses Bild der Ewigkeit niederzusetzen und in seinem Anschauen selig zu schwelgen.

Was aber finden wir, wenn wir alle, die doch Ewigkeitshoffnung zu haben behaupten, näher beobachten? Wie vielen unter ihnen kommt es niemals in den Sinn, daran zu gedenken! Wie ein Knabe, dem das Lernen widerwärtig ist, erst durch harte Scheltworte dazu gezwungen werden muß, so müssen sie erst durch ganz besondere Umstände dazu getrieben werden, überhaupt nur der Ewigkeit sich zu erinnern. Es muß schon ein lieber Mensch ihnen durch den Tod entrissen sein, oder sie selbst müssen auf dem Krankenbette liegen und auf dem Angesicht ihrer Lieben die bange Sorge lesen, oder ein schwerer Schicksalsschlag

muß ihnen den Anblick dieses Lebens verleidet haben. Dann erst schauen sie nach einer anderen Welt aus. Und auch dann, — wie bald beschäftigen sie sich wieder einzig mit dem Erdenleben! Alles, was auf dem Wege bis zum Tode liegen mag, nicht selten auch das völlig Unmögliche, malen sie sich mit einer solchen Sorgfalt und Genauigkeit aus, daß man ihre Einbildungskraft bewundern muß. Aber denken sie an das, was nach dem Tode kommen mag, so sind sie alsbald damit fertig und benutzen Pinsel und Farben ihrer Phantasie schleunigst wieder zum Ausmalen der Diesseitigkeitshoffnungen.

Ist das nicht wunderbar? Wie ist es zu erklären? Vergleichen wir ein Gemälde, das ein großer Meister angefertigt hat, mit einem Bilde, wie die Anfänger es liefern können, so werden wir sagen: Auf dem Gemälde von der Hand des Künstlers ist alles lebendig. Es ist, als durchströmte warmes Leben dieses Angesicht; die Augen blicken uns an, als wären es die eines Lebenden; die Lippen öffnen sich, als wollten sie zu uns reden; der Körper ist geneigt, als wollte er sich vorwärts bewegen. Lange kann man ein solches Bild anschauen, die Gedanken werden gefesselt, man entdeckt immer neues, es redet gleichsam zu uns. Auf dem Gemälde aber, das ein talentloser Mensch angefertigt hat, ist alles tot, es läßt uns kalt, wir können nicht lange davor verweilen. Das ist der Unterschied zwischen der Ewigkeitshoffnung des wahren Christen und der der anderen. Das Bild, das diese anderen sich von der Welt nach dem Tode malen, ist nicht mit lebendigen Farben gemalt, es ist und bleibt tot, es kann unser Herz nicht warm machen, es kann die Seele nicht fesseln. Ja, es ist ein völlig unklares Bild, gleichsam grau in grau gemalt, alles verwischt und verschwommen. Wenn sie sich auch noch soviel Mühe geben, sie bringen kein Leben hinein. Es kann sie nur langweilen. Kein Wunder, daß sie nicht lange und gern es betrachten!

Oder sagen wir zuviel? Nun, so weiset uns eure schönen Bilder von der Ewigkeit! Die Armen meinen wir natürlich nicht, die nur rabenschwarze Nacht hinter dem Tode sehen, die gar keinen Glauben haben und daher den Glauben haben, mit dem Tode sei alles aus. Aber ihr anderen, was ist es, das ihr hofft? „An eine Unsterblichkeit glauben wir. Zu tief ist es dem Menschen

ins Herz geschrieben, daß er nicht ewiger Vernichtung anheimfallen kann. Die Seele vergeht nicht mit dem Leibe. Unsterblich ist unsere Seele!" Wohl dir, wenn du wenigstens das noch nicht fortgeworfen hast! Aber laß uns diese deine Hoffnung näher betrachten! Unsterblichkeit? Wie ist das? Wie kann man sich das ausmalen? Ein bloßes Dasein? Was habe ich daran? Hast du nicht mehr als das, so ist dein Gemälde von der Ewigkeit, als würde man einen dichten, alles verdeckenden trüben Nebel malen. Ja, das ist *etwas*; aber eben toter, grauer Nebel! Wer weiß, was dahinter verborgen liegt? Unsterblichkeit? Suche einmal diesen Nebel mit deinen Blicken zu durchdringen, so wird dir sein, als sähest du aus dieser dichten Wolke etwas wie Blitzstrahlen aufleuchten: Auch die ewig Verlorenen haben Unsterblichkeit. Armer Mensch, wenn du nicht mehr hast!

„Nun wohl", so malen es andere, „wir hoffen auf ein besseres Jenseits!" O halte es fest! Aber — beschreibe uns näher, was denn auf diesem Bilde zu sehen ist! Meinst du, wir könnten nicht mehr davon sagen, wir müßten uns mit diesem einen Worte, „*besseres* Jenseits", zufrieden geben? So ist es wieder nichts als grauer Nebel, nur heller gemalt. Kann man wirklich darauf *hoffen*? Hoffnung ist doch Freude. Kannst du dich auf Nebel freuen? Ach, es ist nur zu begreiflich, daß dir viel wärmer und froher zu Mute ist, wenn du auf *Erden* noch etwas Gutes erwartest. Ja, wenn ich nichts weiter von diesem Jenseits weiß, dann nehme ich doch viel lieber das Diesseits mit seinem lieblichen, hellen Sonnenschein. Mag hier manches mir nicht lieb sein, so weiß ich doch, was ich habe. Und das finde ich doch noch viel „besser" als solch ein verwischtes „besseres Jenseits".

„Wir aber", so hören wir andere, „wir sehen doch etwas ganz klar dort in der Ewigkeit: Wir hoffen auf ein Wiedersehen unserer Lieben, auf eine ewige Vereinigung." Doch — *wie* werden wir uns wiedersehen? Ist es denn immer nur Freude, wenn man sich nach langer Trennung wiederfindet? Zur Zeit jener schrecklichen Revolution sind manche unter bittern Schmerzen von einander getrennt und haben heiß auf Wiedervereinigung gehofft. Aber vor dem Gerichtshofe, der sie zum Tode verurteilte, war es, wo sie sich wiederfanden. Welch ein Wiedersehen war das! Gewiß wartet

niemand auf ein ähnliches Zusammentreffen vor dem Richterstuhle Christi. Doch solange wir nicht mehr von der Ewigkeit wissen, als daß sie die durch den Tod Getrennten wieder zusammenführt, sind wir auch nicht sicher vor einem erschütternden Wiedersehen.

Wie anders die Hoffnung des wahren Christen! „Lebendige Hoffnung" nennt sie der Apostel in stolzer Freude. Ein lebensvolles Bild bietet sie. Ach, kein Mensch konnte so etwas malen. Sowenig *der*, welcher noch nie das Meer gesehen hat, vom Sturme gepeitschte Wogen malen kann, sowenig vermag einer der auf Erden Lebenden die Ewigkeit zu malen, er hat sie ja noch nicht gesehen. Erfinden läßt sich so etwas nicht, man kann es nur nach der Natur zeichnen. Alle *erdachten* Bilder von dem, was hinter dem Tode liegt, müssen wohl ohne Leben sein. Nur wenn wir einen Menschen sehen könnten, der den Tod *hinter* sich liegen hat, *dessen* Anblick gäbe uns das wahrheitsgetreue Bild von der Ewigkeit. Und siehe, seitdem der Apostel Petrus einen solchen Menschen gesehen hat, seitdem kennt er lebendige Hoffnung: „Lebendige Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten!" Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi!

[36. Betrachtung: Christenhoffnung ein lebensvolles Bild.]

An Jesu Christo, dem aus dem Grabe Erstandenen, siehet der Christ, was jenseits des Grabes uns werden kann. Was soviele dunkel ahnen, das wird durch den Auferstandenen bestätigt. Es gibt eine Unsterblichkeit. Denn er lebt, der da tot war. Es gibt ein besseres Jenseits. Denn wie anders, wieviel herrlicher ist *nun* sein Leben, als es *vor* seinem Tode war! Es gibt ein Wiedersehen. Denn die Jünger, die ihn geliebt, sehen ihn ja wieder in unaussprechlicher Freude. Doch das alles sind gleichsam nur die großen Umrisse. Die Ausführung des Bildes aber, das Lebensvolle sehen sie eben auch an ihm!

„Ich lebe, und ihr sollt auch leben", so hat er gesagt. An *seinem* Leben sollen sie abnehmen, welch ein Leben *ihnen* einst geschenkt werden soll. Da steht er vor seinen Jüngern, der im

Grabe lag gebunden. So gibt's mehr als schattenhafte Unsterblichkeit. So kann auch die Seele wieder mit ihrem Leibe bekleidet werden. So ist es nicht thörichte Einbildung, wenn wir fühlen, daß wir nun einmal keine nackten Geister sind, daß dieser Leib ebensogut zu unserem menschlichen Wesen gehört wie unsere Seele, daß wir einst wieder haben müssen, was wir im Tode ablegen. Der Gott, der den Menschen aus dem Erdenstaub erschuf, der wird am Ende aller Zeit ihm aus dem Staube seinen Leib wiederschaffen. Wir wissen wohl, wie undenkbar das Unzähligen ist. Aber wir haben auch von den unverständigen Gedanken, die sie sich darüber gemacht haben, schon genug zu hören bekommen, als daß wir dadurch uns könnten irre machen lassen. Wer an den aus dem Grabe Erstandenen glaubt, weiß, was er auch für sich hoffen darf.

Derselbe, den die Jünger vor dem Karfreitage gesehen, steht vor ihnen. Und doch nicht mehr derselbe. Das ist nicht mehr der von Schwachheit, von Leiden, Schmerzen, Not und Tod umfangene Jesus von Nazareth. Wie anders, wie so neu ist er geworden! Sie können ihn zuerst gar nicht erkennen; er muß sie erst auf mannigfache Weise davon überzeugen, daß er selbst es ist. Wie könnten auch wir, die wir uns und alle Menschen um uns her nie anders als in Schwachheit, Beschränktheit und Not gekannt haben, uns einen in die Ewigkeit eingegangenen, verklärten Menschen vorstellen! Aber an Christo *sehen* wir es. Nach ihm können wir das Zukunftsbild malen. „Alles neu" wird der Charakter sein. Abgethan alles, was die Erde an Not und Weh für uns hatte, abgethan auch die Vergänglichkeit und der Tod. „Dann liegt Schwachheit und Verdruß ewig unter unserm Fuß."

Was aber werde ich im Herzen fühlen? Welch eigentümlichen Eindruck macht doch die Erscheinung des auferstandenen Herrn! Die Welt, in der die Jünger ihn sehen, ist die alte, wildbewegte, lärmende, schreiende Welt mit ihrer Furcht und ihrer Hoffnung, mit ihrem heißen Begehren und ihrem kalten Hassen, mit ihrem Vorwärtsstreben und ihrem Zurückweichen, einem brausenden, schäumenden Meere gleich. Und er? O welch eine Ruhe, welch eine Stille, welch ein Friede ist über ihm ausgebreitet! Es ist, als wäre er gar nicht *in* dieser Welt. Er kommt zu seinen Jüngern; aber nein, man hört keine hallenden Tritte: Er steht plötzlich in ihrer

Mitte. Er geht wieder von ihnen; aber nein, man vernimmt keinen Schall: Er ist in einem Nu verschwunden. Er redet zu ihnen. Aber aus der Art, wie sie uns davon erzählen, meinen wir noch herauszuhören, daß es nicht in lautem Tone geschah, sondern in wunderbar majestätischer Stille. Und kein Wort von der ruhelosen Welt kommt über seine Lippen. Es ist, als wäre sie nicht mehr da für ihn. Tiefer, großer Friede erfüllt ihn ganz. Wohl war es ein Gruß zu jener Zeit: „Friede sei mit euch!" Doch nie vorher lesen wir von dem Herrn, daß er seine Jünger so begrüßt habe. Erst jetzt, da er jenseits der Stürme des Erdenlebens stehend zu ihnen redet, erst jetzt spricht er zu ihnen: „Friede sei mit euch!"

So sollen auch wir einst zum Frieden kommen. Diese Welt wird weiter toben und lärmen in Lust und Weh. Uns soll ewiger Friede umfangen. O nicht der Grabesfriede! Vor dem empfinden wir doch nur ein Schaudern. Der Friede derer, die selbst den Tod hinter sich liegen haben, soll uns umfangen. Ein Ende haben wird all das Hin- und Herfluten unsers Herzens, dieses Zittern und Zagen, diese aufgeregte Hoffnung und Freude. Vorbei auf ewig ist diese Zerrissenheit in meiner Brust, da ich zu gleicher Zeit will, was Gott will, und auch möchte, was ich möchte. Abgethan für ewig ist dieses unselige Bewußtsein, daß ich nicht bin, was ich sein soll, nicht thue, was ich thun soll; die bange Sorge, ob ich von den Wellen dieses sündigen Lebens nicht überwältigt, sondern den ewigen Hafen der Ruhe bei Gott erreichen werde. Nur Friede, ungestörter Himmelsfriede wird in mir wohnen.

Von dem stillen Sonnenscheine des Friedens, der über dem auferstandenen Christo lag, gingen auch helle Strahlen zurück und beleuchteten sein vergangenes Erdenleben. Es war nicht, als wenn ein schreckliches Bild zerrissen und ein neues, liebliches an seine Stelle gesetzt wird, sondern als wenn auf trübes Regenwetter sonnige, warme Tage folgen: Man kann die dunklen Tage über dem hellen Sonnenscheine vergessen; aber doch erkennt man auch, wozu der Regen gut gewesen ist, daß er zum Keimen gebracht hat, was nun die Sonne ans Licht zieht. So ist man ausgesöhnt mit dem, worüber man vorher klagte. Das dunkle Leben und Sterben Jesu Christi ist nicht nur vergangen, da er auferstanden ist von den Toten; es ist nun völlig verwandelt. Nicht in Finsternis

blickt man hinein, wenn man von Ostern zurückschaut. „Ihr Thoren", ruft der Herr, da die Jünger von dem Schrecklichen reden, das sie am Karfreitag erleben mußten, „ihr Thoren, mußte nicht Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen!" Danken haben sie gelernt für jene dunkle Zeit, gepriesen haben sie sein Leiden und Sterben.

Wenn einst wir durch den Tod hindurchgegangen sind, so wird uns nicht nur sein wie denen, die aus schrecklichem Traum erwacht, sich des schönen Morgens freuen. Wir werden nicht nur mit dem Gedanken auf unser Erdenleben zurückblicken: Gott sei Dank, daß alles überstanden ist! Sondern die Strahlen der ewigen Sonne werden sich auch über unser vergangenes Leben ergießen, daß wir hell erkennen: Mußte nicht, mußte nicht alles so kommen, wie es gekommen ist! Im Lichte der Ewigkeit wird das Dunkel, in dem wir hier wandern mußten, uns klar werden. Als Weg zu dem herrlichen Ziel, als einziger Weg zum ewigen Frieden wird uns all der Unfriede, in dem wir hier seufzten, lieb und teuer werden. Wir werden nur danken können ohne Aufhören, danken nicht nur dafür, daß die Sorgen und Mühen und Leiden und der Tod dieses Erdenlebens auf ewig vorbei sind, sondern auch dafür, daß sie uns gegeben waren.

Sind solche Hoffnungen nicht lebensvolle Bilder? Freilich, bis in alle Einzelheiten ausführen können wir diese Bilder nicht. Doch nur darum nicht, weil es auf Erden nicht die rechten Farben dazu geben kann, weil wir hier nichts haben, womit wir das Ewige vergleichen könnten. Kann doch auch der größte Meister mit all seiner Geschicklichkeit und den feinsten und kostbarsten Farben niemals die Pracht eines Sonnenunterganges ganz der Wirklichkeit entsprechend darstellen. Es genügt nicht, daß er ihn doch mit eigenen Augen gesehen hat. Er müßte schon seinen Pinsel anstatt in die Erdenfarben vielmehr in die Sonnenstrahlen tauchen können, um das Urbild wiederzugeben. Nur soviel vermag er zu malen, daß man beim Anschauen seines Werkes wieder ein wenig von dem fühlt, was die Wirklichkeit uns hat fühlen lassen.

Man hat mit Recht bemerkt, daß wir uns nach den Berichten der Evangelien kein völlig klares Bild von den Erscheinungen des auferstandenen Herrn machen können. Ein solches Bild aus der

Ewigkeit läßt sich eben von sterblichen Menschen mit irdischen Worten nicht in scharfen Umrissen zeichnen. Doch aber sagen uns die Evangelien genug davon, um uns das Herrliche und Geheimnisvolle dieses „nach dem Tode" ahnen zu lassen. Auch von der meiner wartenden ewigen Herrlichkeit kann ich mir soviel vorstellen, daß ich von seliger Freude und heller Hoffnung ergriffen werde und etwas von dem, was ich einst vollendet haben werde, im voraus fühle. Ich ahne genug, um in meiner Hoffnung froh zu sein, und doch nicht soviel, daß ich nicht hoffen dürfte, es werde noch unendlich köstlicher sein, als ich zu hoffen vermag.

[37. Betrachtung: Christenhoffnung hat lebendige Wurzeln.]

Was die heilige Schrift den Gläubigen für die Ewigkeit verheißt, ist so köstlich, daß wir es keinem verargen dürfen, wenn er fragt, ob es nicht leere Hoffnungen sein können, und wenn er wissen will, warum wir nicht an der Erfüllung zweifeln. Aber kein wahrer Christ ist ungewiß. *Lebendig* ist seine Hoffnung, weil sie eine lebendige Wurzel hat, die sie aufrecht erhält und ihr immer neue Kraft zuführt.

Wenn du einen Rosenzweig mit vielen schönen Blumen und Knospen abschneidest und in den Erdboden steckst, so sieht er wohl lieblich aus, und wer nicht weiß, daß es nur ein abgeschnittener Zweig ist, wird erwarten, daß noch alle diese schwellenden Knospen zu voller Schönheit erblühen werden. Aber weil ihm die Wurzel fehlt, wird ein Windstoß ihn umwerfen, jedenfalls wird alles verwelken. So alle *die* Hoffnungen auf das ewige Leben, die nicht auf der lebendigen Wurzel des Glaubens stehen.

Man kann das nicht ohne Schmerz und Mitgefühl, man kann es nur zaudernd sagen. Wir müßten ja ein völlig liebloses Herz haben, wenn wir nicht innig wünschen würden, daß alle, die noch auf etwas nach dem Tode hoffen, auch die Erfüllung zu schauen bekämen. Ist es nicht schon jammervoll genug, daß so viele im Grabe das letzte Ende sehen und nichts von der Ewigkeit wissen wollen? Müssen wir uns nicht über jeden freuen, der noch soweit

seinen Adel, sein Ewigkeitsbewußtsein festgehalten hat, daß er etwas von der Ewigkeit hofft? Ist es nicht ein erschütternder Gedanke, daß vielleicht furchtbare Enttäuschung hinter dem Tod auf viele wartet? Mehr als einmal hat der Herr sie uns geschildert, wie sie an der Schwelle der Ewigkeit hoffnungsvoll zu ihm ihre Stimme erheben und sagen werden: „Herr, Herr, thue uns auf!" und er ihnen antworten wird: „Ich habe euch noch nie erkannt, weichet von mir!" Welche Berge von verwelkten Ewigkeitshoffnungen werden vor der Himmelsthüre liegen! Aber eben darum, weil uns diese furchtbare Möglichkeit erschüttert, können wir nicht anders, als alle Hoffenden fragen: Woher weißt du, daß deine Hoffnung nicht zu schanden werden kann? O prüfe sie, ob sie lebendige Wurzeln hat!

Kann es nicht anders sein, wartet deiner gewiß ein besseres Jenseits, ein fröhliches Wiedersehen deiner Lieben? Du hoffst es, und wahrlich, es wäre furchtbar, wenn deiner ein schlimmeres Jenseits und ein schreckliches Wiedersehen deiner Lieben aufbewahrt wäre. Doch eben darum, weil es so entsetzlich wäre, wenn deine Hoffnung nicht in Erfüllung ginge, darfst du dich nicht damit beruhigen, daß du es hoffst. Eben darum mußt du einen so festen Grund für deine Hoffnung finden, daß du sagen kannst: So wahr Gott im Himmel lebt, so wahr wird es geschehen! Nur wenn kein noch so scharfer Windstoß deine Hoffnung niederwerfen und kein noch so heißer Sonnenbrand sie verwelken machen kann, ist sie lebendige Hoffnung.

Wie kommt es doch, daß so manche ihre Ewigkeitshoffnungen fahren lassen? Vor reichlich zwanzig Jahren hatte man über dem Eingange zu dem Friedhof einer Großstadt die Inschrift geschrieben: „Macht nur das Diesseits reich und schön, kein Jenseits gibts, kein Wiedersehn!" Von Polizei wegen ist die Entfernung dieser grausigen Worte angeordnet worden: öffentliche Lästerung der Religion wollte man nicht dulden. Da hat man wohl die alte Inschrift getilgt, aber dafür keine neue an die Stelle gesetzt. So gewiß meinte man zu sein, daß nur jene Leugnung der Ewigkeit das Richtige sei. Seitdem hat sich gezeigt, daß große Scharen ebenso denken. Ja, wer weiß, ob in den Städten unter dreien auch nur einer noch an etwas hinter dem Tode glaubt! Das ist doch ein Neues. Früher meinte doch jeder anständige Mensch, noch am

Grabe die Hoffnung aufpflanzen zu sollen. Die Unsterblichkeit war ein Lieblingsthema der Gebildeten. Wie ist es möglich gewesen, daß sie so in Massen alle solche Hoffnungen von sich geworfen haben? Ihre Hoffnungen waren gleichsam blütenreiche Zweige, aus dem Garten des Christenglaubens abgeschnitten; schön fand man sie, darum eignete man sie sich an. Aber mit der Wurzel, mit dem wahren Glauben, wollte man sich nicht beschweren. Als nun ein ausdörrender Wind durch unser Volk dahinstrich, als etliche den Mut gewannen, öffentlich die Ewigkeit zu leugnen, verwelkten die wurzellosen Hoffnungen. Was aber sollen uns verwelkte Blumen? Verächtlich wirft man sie weg.

Du magst noch so vieles beim Blick in die Ewigkeit hoffen; du magst überzeugt sein, daß nichts dir es nehmen kann; dennoch bist du nicht sicher davor, daß du selbst es noch alles ins Feuer werfen wirst, solange du nicht den lebendigen Glauben hast, der der Hoffnung Wurzel ist. Als alles zusammenhaltenden Schlußstein dieses Glaubens nennt der Apostel „die Auferstehung Jesu Christi von den Toten". Wer diesen Glauben in dieser seiner wahren Bedeutung besitzt, der allein hat unerschütterliche Hoffnung. Unbestreitbar ist die Thatsache, daß jeder Christ, der anbetend und selig dankend mit Thomas vor dem Auferstandenen niedersinkt und ruft: „Mein Herr und mein Gott", auch volle Gewißheit über das Leben und die Herrlichkeit hat, die seiner nach dem Tode wartet. Und wenn die ganze Welt widerspräche, er scheut sich nicht, der ganzen Welt zu widersprechen. Auch das ist unbestreitbare Thatsache: Manche haben jahrelang, Jahrzehnte hindurch bei dem Gedanken an den Tod geseufzt: Sein oder Nichtsein, das ist die Frage! O, wenn ich doch wüßte, ob mit dem Tode alles aus ist! Sie haben viele Bücher durchstudiert, um zu finden, daß es ein ewiges Leben gibt. Sie haben alle Kräfte ihres Verstandes zusammengenommen, um sich zu beweisen, daß nicht ewige Vernichtung unser Los sein könne. Und doch ist ihnen nicht feste Hoffnung geworden. Aber in demselben Augenblicke, wo sie an Jesum Christum den Auferstandenen glauben lernten, brachen auch die Knospen ihrer Hoffnung zu vollen Blüten auf und verwelkten nicht wieder, solange jener Glaube in ihnen lebendig blieb. Lächerlich kamen ihnen nun ihre früheren „Beweise für die Unsterblichkeit" vor, so abgeschmackt,

als wollte man einem Manne, der in voller, sprudelnder Lebenskraft dahinschreitet, noch beweisen, daß er wirklich existiere. So wird auch jeder wahre Christ sich mit Leib und Seele dafür verbürgen, daß du die selige und felsenfeste Hoffnung in deinem Herzen haben wirst, eine Hoffnung, die nur immer sicherer und schöner werden wird, sobald du an Jesum Christum, den Auferstandenen glauben lernst und je fester und ausschließlicher dein Vertrauen zu ihm wird. Der lebendige Herr, aber auch nur er, bringt lebendige Hoffnung in dein Herz hinein.

Auf drei Fragen mußt du bestimmte Antwort haben, wenn du lebendig hoffen sollst, auf die Fragen: Gibt es ein seliges Leben nach dem Tode? Steht es auch uns Menschen offen? Ist es mir gewiß?

Wie lautet die spottende Rede derer, die an keine jenseitige Welt glauben wollen? Sie höhnen: „Es ist noch nie ein Mensch von dort wiedergekommen!" Als wenn darum kein Land jenseits eines Meeres liegen könnte, weil zufällig noch keiner derer, die dorthin gefahren sind, zurückgekehrt ist! Aber freilich, sicher verbürgt ist das jenseitige Land, wenn einer von dort wiedergekommen ist. Und sie haben Jesum Christum sterben sehen, und um seines Todes gewiß zu sein, haben sie sein Herz mit einem Speere geöffnet, und sie haben ihn ins Grab gelegt; aber er ist wiedergekommen am dritten Tage! Da sie ihn sehen in neuem, unvergänglichem Leben, jubelt es in ihren Herzen: Land! Land! Jenseits des Meeres des Todes — Land! Was sie immer gehofft, aber nicht gewußt haben, das weiß nun ihre lebendig gewordene Hoffnung: Es gibt für sterbliche Menschen eine ewige Welt; der den Tod der Menschen gestorben ist, Jesus Christus ist in sie eingegangen!

Doch — was hilft das ihnen? O, sie kennen ihn ja, daß er nicht ist wie sie. Er stand in innigster Gemeinschaft mit Gott, seinem Vater. Keine Sünde zwischen ihm und dem Vater! „Ich und der Vater sind eins", hat er sagen dürfen. Da konnte ihn freilich auch der Tod nicht von Gott trennen. Diese Einheit mit Gott mußte wohl eine ewige sein. Wir dagegen? Wie können wir zu hoffen wagen, daß wir in das Leben eingehen werden, das ihm werden mußte? Aber wozu ist denn er gestorben, der in absoluter Gemeinschaft mit Gott lebte? Die Jünger gedenken seiner

früheren Reden, daß er sein Leben geben wolle zu ihrer Erlösung, zur Vergebung ihrer Sünden, damit er das Recht habe, auch sie einst dahin zu holen, wohin er eingegangen ist: „Ich will euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin!“ Vollendet ist dies Werk der Erlösung, da er aus dem Gefängnisse des Todes entlassen vor ihnen steht. Seine Auferstehung verbürgt ihnen, daß auch ihnen die Thür des ewigen Lebens offen steht.

Aber wem unter ihnen? Ihnen allen, die an ihn glauben, die auf ihn ihr Vertrauen setzen. Mit diesem Glauben ist ein neues *Leben* in sie gekommen. Sie fühlen es: Der Anfang des ewigen Lebens. Sie fühlen es: Dieses Neue in ihnen kann nicht vernichtet werden; es garantiert ihnen, daß auch sie ewig leben werden. „Wir sind“, so frohlockt der Apostel, „wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung.“ Seitdem wir als sündige Menschen geboren sind, fühlen wir den Keim des *Todes* in uns. Es ist nicht einer unter uns, der daran zweifelte, ob er auch sterben werde. Nun, wer *wiedergeboren*, wer durch den lebendigen Glauben ein Kind des ewigen Gottes geworden ist, der hat in sich den Keim ewigen Lebens. Der hat in sich etwas, was nicht vergehen kann, sondern in das ewige, selige Leben hinaufgenommen werden *muß*.

Das *fühlt* der Christ im Glauben. So gewiß er darauf schwören könnte, daß er sterben wird, so gewiß auch darauf, daß er leben wird. Und zu diesem Leben in seinem Innern gehört auch seine Hoffnung. Durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten ist sie lebendig geworden. Sie bleibt lebendig in allen Stürmen, in aller Trübsalshitze. Sie lodert am hellsten auf, wenn des Todes furchtbare Nacht uns umfängt.

Jesus lebt, nun ist der Tod
Mir der Eingang in das Leben.
Welchen Trost in Todesnot
Wird es meiner Seele geben,
Wenn sie gläubig zu ihm spricht:
Herr, Herr, meine Zuversicht!
Amen.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlg. (G. Böhme), Leipzig.

Homiletik.

Von

F. L. Steinmeyer,
† Professor an der Universität Berlin.

Den Freunden desselben dargereicht
von

M. Reyländer,
Pastor in Wegeleben.

Preis brosch. 5 Mark 25 Pf., el. geb. 6 Mark.

Die Werke des im vorigen Jahre verstorbenen Herrn Verfassers sind in ihrer Bedeutung für Theologie und Kirche immer mehr gewürdigt und die Zahl seiner Freunde ist weit hinausgegangen über die Zahl seiner Zuhörer. Aber nicht nur diese, sondern weiteste Kreise werden die St.'sche Homiletik als eine überaus wertvolle Bereicherung der theolog. Litteratur begrüßen, zumal alles was an des Verfassers charaktervolle Persönlichkeit als Lehrer fesselte, auch diesem Werke in besonderem Maße eigen ist.

Es ist auf dem Gebiet der Homiletik ein Meisterwerk, welchem wir kein anderes an die Seite zu stellen wüßten.

Prof. Schulze-Rostock im Theol. Litt.-Bl.

Die Bergpredigt des Herrn

ausgelegt in Predigten

von

D. Paul Kaiser,
Pfarrer an St. Matthäi, Leipzig.

cplt.: Mk. 5.50, eleg. geb. Mk. 6.50.

einzeln:

I. Die Seligpreisungen. 1900. Mk. 1.50, eleg. geb. Mk. 2.20.

II. Gebote. 1900. Mk. 1.50, eleg. geb. Mk. 2.20.

III. Das Vaterunser. 1901. Mk. 1.60, eleg. geb. Mk. 2.30.

IV. Letzte Mahnungen und Warnungen. 1901. Mk. 1.60, eleg. geb. Mk. 2.30. (Erschien soeben.)

Bei glänzender Diktion schriftgemäß und leicht faßlich. Sie gehören zu den besten Leistungen auf diesem Gebiete. **Ev. Gemeindebl.**

Das hier Gebotene ist mustergültig, in der Auslegung wie in der Anwendung gleich anerkennenswert. **Deutsch-ev. Kirchenz.**

Schöpfen tief aus dem Text, greifen warm und dringend ans Herz, sind klar und kurz, bilder- und geschichtenreich. **Deutsch-ev. Jahrbuch.**

Soeben erschien:

3 Auflagen binnen 10 Monaten!

Seeberg, Prof. D. R., **An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts.** Rückblicke auf das letzte Jahrhundert deutscher Kirchengeschichte. **3.** Auflage (der **2.** vielfach verbesserten Aufl. unveränderter Abdruck). M. 2.10, eleg. kart. M. 2.40.

In schöner, anschaulicher, bei aller Knappheit durch Einzelzüge und geistvolle, packende, fruchtbare Zwischenbemerkungen belebter Darstellung charakterisiert Seeberg religiöse und kulturelle Strömungen, Persönlichkeiten und Leistungen. Meisterhaft ist z. B. ꝛc. (**Litter. Rundsch. f. d. ev. Deutschland.**)

Glänzender Stil, fesselnde Darstellung, historischer Sinn, welcher Unbilligkeiten des Urteils möglichst zu meiden sucht und so am Freund die Schwächen, am Gegner das Gute nicht übersieht, daneben ein glaubensfreudiger Optimismus, das sind die hervorstechendsten Merkmale dieser Broschüre, die wir deshalb den Amtsbrüdern jeder theolog. Richtung empfehlen möchten. (**Hess. Kirchenblatt.**)

Ein Werk, dessen Studium jedem Gebildeten, ohne Rücksicht auf seinen religiösen Standpunkt, nicht dringend genug angerathen werden kann.
(**St. Petersb. Zeitung.**)

Brot und Salz

aus

Gottes Wort

in

zwanzig Predigten

von

D. Th. Zahn,
o. Prof. d. Theol. in Erlangen.

1901. 15½ Bogen. 3 Mk. 60 Pf., eleg. geb. 4 Mk. 50 Pf.

Wenn ein so hervorragender Gelehrter wie Herr Professor Zahn, der Verfasser der „Einleitung in das N. Testament", der „Geschichte des neutestamentl. Kanons" ꝛc. ꝛc., dem Wunsche vieler Zuhörer und Schüler Folge gebend, die während seiner akademischen Thätigkeit gehaltenen Predigten hier veröffentlicht, dann ist ihm für diese wertvolle Gabe wärmster Dank allseitig gesichert.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (**Georg Böhme**),
Leipzig.

DATE DUE

United Theological Seminary Library
MAIN BV4244.W258 1901
Walther, Wilh Das Leben im Glauben :
3 0645 0008 9636 1